

Die Liste

Tatort Boston



THRILLER

ROMAN JUST

Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
6. Kapitel	4

Inhalt: Detective Forrest Waterspoon bekommt es mit Todesfällen zu tun, die zunächst in keinem Zusammenhang zu stehen scheinen. Die Ermittlungen führen ihn von einem Rätsel zum anderen, ebenso zu Opfern, die ihm privat und beruflich zusetzen. An der Belastungsgrenze angekommen, erfährt er Einzelheiten zu seinem aktuellen Fall, die er für unmöglich gehalten hätte. Wird ihm das erlangte Wissen bei der Aufklärung der Morde helfen? Es zeigt sich, wie eng Glück und Pech zusammenhängen und welche Rolle der Zufall einnehmen kann. Aber das Leben schreibt sein eigenes Buch und deckt auf, dass kein Mensch unfehlbar ist. Wird es Forrest gelingen, weitere Todesopfer zu verhindern?

Impressum

© 2024 Roman Just, Gelsenkirchen - Postanschrift: Roman Just, Holtwiesche 11, 45894 Gelsenkirchen, bei Hendricks

romanjust@gelsenkrimi.de

romanjust@gelsenkrimi.de

Die in diesem Buch dargestellten Personen und Ereignisse sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit realen Personen, lebend oder tot, ist zufällig und vom Autor nicht beabsichtigt.

Kein Teil dieses Buches darf ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Herausgebers vervielfältigt oder in einem Abrufsystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder auf irgendeine Weise elektronisch oder mechanisch fotokopiert, aufgezeichnet oder auf andere Weise übertragen werden.

Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag der Gelsenecke und des Autors über Tolino-Media.

Korrektorat: Barbara Rossa

<https://www.korrekturinsel-rossa.de/kontakt/>

Die Liste

Thriller
von
Roman Just

6. Kapitel

Freitag

Frustriert stand Detective Forrest Waterspoon auf, begab sich ins Bad und verließ ohne den gewohnten Kaffee das Haus. Am Vortag, nachdem er das Haus der Familie Ridge in Augenschein genommen hatte, war er noch ins Büro gefahren, um sich mit Jesse zu besprechen. Während sie das taten, die Ermittlungen zusammenfassten und die nächsten Schritte durchgingen, erfuhr Forrest von seinem jungen Partner, dass es ihm in den sozialen Netzwerken gelungen war, mehr über die gesamte Familie in Erfahrung zu bringen. Forrest hatte Jesse gegenüber betont, dass es ihn gewundert hatte, kein Bild der Familie Ridge in ihrem Haus gesehen zu haben, außer dem Hochzeitsfoto. Für Jesse war das ein Grund, sich zu freuen, er hatte nämlich in den sozialen Netzwerken einige Bilder finden können. Dass er damit dem Detective einen Nackenschlag versetzen sollte, konnte Jesse nicht wissen und es lag auch nicht in seiner Absicht. Forrest kam um den Schreibtisch und sah sich die Aufnahmen der Familie an. Schlagartig verfinsterte sich sein Gesicht und er deutete auf ein Foto, das zwei junge Männer zeigte und fragte nach deren Identität. Es waren die Söhne der Familie, was Forrest erstarren ließ. Bei dem älteren Sohn von Sam Ridge handelte es sich um die Leiche, die am Vortag in einem Bauschuttcontainer gefunden worden war. Erschüttert hatte Forrest daraufhin das Büro verlassen und betrat es deprimiert an diesem Freitagmorgen. Zu seiner Verwunderung fand er Jesse nicht vor, doch im Moment war er nicht unglücklich darüber. Er war mies gelaunt, hatte eine fast schlaflose Nacht hinter sich und die gegebenen Umstände waren nicht dazu geeignet, seine Laune zu verbessern. Im Nachhinein musste er sich glücklich schätzen, dass er seine Ansichten für sich behalten hatte. Der Tod des älteren Sohnes von Sam sprach sich nun eindeutig gegen einen Serienkiller aus. Hier handelte es sich wohl um einen Profikiller, der es offensichtlich auf die gesamte Familie Ridge abgesehen hatte.

Warum? Egal, in was der als Snyder geborene Sam Ridge hineingera-
ten war – konnte es dermaßen gravierend sein, dass auch dessen Fa-
milie zur Rechenschaft gezogen wurde? Wenn es etwas Positives zu
bewerten gab, dann war es die Tatsache, dass der oder die Auftrags-
mörder sich nach wie vor in der Stadt befanden und das höchstwahr-
scheinlich so lange zu tun gedachten, bis die restlichen Familienmit-
glieder eliminiert worden waren. Damit war klar, dass ein Wettlauf
gegen die Zeit begonnen hatte; ein Rennen, das Forrest nur mit viel
Glück gewinnen konnte, und dieser Punkt hatte nichts mit seiner
Kondition zu tun. Dass Sam Ridge, vormals Snyder, und sein Sohn
offensichtlich auf die gleiche Weise getötet und mit Babysachen ent-
würdigt worden waren, konnte kein Zufall sein, ebenso wenig wie die
Tatsache, dass die Toten der letzten Tage allesamt einer Familie an-
gehörten. Hinzu kam, dass es keinen Hinweis auf den Verbleib der
Eltern der ermordeten Brüder gab. Wo waren sie? Forrest wollte die-
ses Ehepaar, die Witwe Snyder und die ihr verbliebenen Kinder un-
bedingt retten und in Sicherheit wissen, aber wie sollte er das anstel-
len? Wo, verdammt nochmal, konnte die Frau mit ihrer Tochter und
dem jüngeren Sohn stecken? Bei ihren Eltern in Florida war sie je-
denfalls nicht, eine Streife vor Ort hatte sich davon überzeugt und
ihnen die Todesnachricht von ihrem Schwiegersohn im Beisein eines
Psychologen überbracht. In Bezug auf Tom, dem getöteten Sohn von
Sam, blieb es Forrest zumindest gegenüber dem toten Vater erspart,
aber das bescherte ihm keine Erleichterung, sondern eine gewaltige
Portion Wut. Die Tür ging auf und ein Police Officer schob Jesse in
seinem Rollstuhl in das Büro. Jesse bedankte sich, begab sich an sei-
nen Arbeitsplatz und hievte sich aus seinem Gefährt auf den Stuhl.
Unentschlossen sah er Forrest an. »Ehrlich, Boss, tut mir leid, dass es
gestern so blöd gelaufen ist«, entschuldigte er sich.

»Du hast den Jungen nicht umgebracht«, erwiderte Forrest, erhob
sich und setzte die Kaffeemaschine in Betrieb. Mittendrin in seinem
Tun hielt er inne und drehte sich seinem Kollegen zu. »Jesse, was
haben wir übersehen?«, fragte er, wandte sich ab und setzte seine Tä-
tigkeit in einer Art und Weise fort, die seine schlechte Stimmung of-
fenbarte.

Forrest sah nicht, wie Jesse mit der Schulter zuckte und unwissend den Kopf schüttelte. »Ich bin alles zweimal durchgegangen und ein Irrtum ist ausgeschlossen. Es gibt keine weiteren Familienmitglieder, egal welchen Grades, als jene, die uns bekannt sind. Die Eltern von Mandy Ridge leben in Florida, es existieren weder Onkel, Tante oder Geschwister. Bei der Familie der Snyders verhält es sich genauso. Die Eltern, dann eben der Zweig von Sam und Marvin. Mehr ist nicht. Ich liege richtig mit der Annahme, dass du wissen willst, wo sich Mandy Ridge und die Kinder befinden könnten?«, schloss Jesse seine Worte fragend ab.

Der Detective bestätigte es und nahm Platz, nachdem er die Kaffeemaschine eingeschaltet hatte. »Hast du die Eigentumsverhältnisse von Sam und Marvin überprüft?«, erkundigte sich Forrest und sprach Jesse mit du an, um ihm zu verstehen zu geben, dass sich seine miese Laune nicht gegen ihn richtete.

»Habe ich. Das Konto von Marvin ist ein Beleg dafür, dass er wohl gern gefeiert und kostspielig gelebt hat. Zwar sind keine Verbindlichkeiten vorhanden, aber Ersparnisse ebenso wenig. Wenn es etwas gibt, das Fragen aufwerfen könnte, dann ist es seine Beschäftigung. Ich habe bei der Firma, für die er tätig war, nachgefragt, und die haben sich kooperativ verhalten, zumindest so lange, bis meine Fragen in ihren Augen die Datenschutzrechte und die Vorschriften der Firma verletzen. Allerdings muss ich dazu sagen, dass ich kein Verhalten feststellen konnte, womit uns in irgendeiner Weise bewusst die Arbeit erschwert werden sollte. Es gibt nun mal Daten, an die wir nur mit einem richterlichen Beschluss herankommen und es existieren Vorschriften, die wir eben nur mit einem solchen umgehen können. Wäre ich am anderen Ende der Leitung gewesen, hätte ich mich nicht anders verhalten.«

»Trotzdem, was hat dich stutzig gemacht?«

»Das Gehalt und die Tätigkeit selbst«, antwortete Jesse nach einer kurzen Denkpause.

Forrest erinnerte sich an das Gespräch mit Jesse über Marvin und die Firma zurück. Jesses Recherchen und Erkundigungen hatten keine Ungereimtheiten über Marvin und seinen Arbeitgeber hervor-

gebracht, letztendlich hielten sie nur einen dazu an, neidisch zu werden. Marvin war in beratender Funktion für die Firma tätig und neben einem Festgehalt bezog er Provisionen für Neukunden, die er an Land zog. Beides zusammen ergab ein Einkommen, von dem Forrest nur träumen konnte. Sein Verdienst erreichte weder die Höhe des Festlohnes von Marvin und schon gar nicht die der Gewinnbeteiligungen. Forrest wurde jedoch nicht neidisch – das Leben, das Marvin teilweise wegen seines Berufs führen musste, hätte er nicht gewollt. Das begann bereits bei den vielen Reisen, die der tote Bruder von Sam antreten musste. Ständig unterwegs zu sein, um seine Brötchen zu verdienen, das war eine Welt, die ein Familienleben nicht zuließ und dieser Punkt erklärte ihm, warum Marvin so ein Dasein geführt hatte, wie es in den Akten stand. Wer dazu fähig war, der hatte zwangsläufig einen Anspruch auf ein gutes bis überdurchschnittliches Gehalt, so sah es Forrest. Neben diesem Aspekt widerstrebte es der beruflichen Vorstellung des Detectives, fremde Leute als Neukunden anzuwerben. Das hatte einen Charakter von einem Vertreter und für die Ausübung einer derartigen Tätigkeit war er der Letzte, der geeignet wäre. Er teilte Jesse diese Ansichten mit und hakte nach: »Also komm auf den Punkt. Was genau stört dich an dem Job und dem Lohn?«

»Mich stören die teilweise hohen Beträge der Provision, das Grundgehalt ist ohnehin schon bemerkenswert gewesen. Okay, die Provision schwankte jeden Monat, das geht aus den Unterlagen seines Kontos hervor, aber das Grundgehalt blieb konstant. Ich frage mich, warum?« Forrest unterbrach Jesse nicht, obwohl dieser eine Redepause einlegte und darauf zu warten schien. Die erwartende Haltung des Detectives ließ ihn schließlich fortfahren: »Ich habe nicht herausgefunden, in welcher beratenden Funktion er tätig war, aber ich frage mich, wann er Zeit zu Beratungsgesprächen und somit einen Anspruch auf sein Festgehalt hatte? Der Mann war laufend unterwegs, und zwar nicht nur im Inland, sondern regelmäßig auch im Ausland. Im Übrigen ist die Regelmäßigkeit bei näherer Betrachtung sehr auffällig, die Auslandsflüge fanden quartalsmäßig statt. Die Firma hätte mir das vielleicht in dieser Art nie gesteckt, aber die Abbuchungen

auf seinem Konto lügen nicht. Bestätigt wird es durch Spesenzahlungen der Firma, die erfolgten ebenfalls alle drei Monate.«

»Wow!«, stieß Forrest einen erstaunten Ruf aus. »Du fängst damit an, dich selbst zu übertreffen.« Er hielt inne, hörte dem Blubbern der Kaffeemaschine zu und stand auf. »Hast du im Privatleben von Marvin Snyder Auffälligkeiten entdeckt, von denen ich noch nichts weiß? Ich meine, er war Single, viel unterwegs, von daher ist es nachvollziehbar, dass er hin und wieder einen Begleitservice angerufen hat. Sonst noch etwas?« Jesse schüttelte verneinend den Kopf und bedankte sich für den Kaffee, den ihm Forrest servierte. »Dann weiß ich, worauf du hinauswillst.« Jesse fragte gar nicht erst nach, was Forrest genau ansprach, er wusste, dass sich der Detective auf der richtigen Fährte befand. Manchmal kam es ihm vor, als ob Forrest fähig war, Gedanken zu lesen. »Du glaubst, dass die Ermordung von Marvin von dessen Arbeitgeber in Auftrag gegeben worden ist, oder?«

»Es wäre im Moment nicht nur die einfachste Erklärung, sondern auch die einzige, die eine gewisse Logik enthält.«

»Da ist vielleicht etwas Wahres dran und du glaubst außerdem, dass Sam Ridge durch Umstände, die wir nicht kennen, in die Sache mit hineingezogen wurde.«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, erwiderte Jesse.

»Wenn es sich so verhalten sollte, dann haben wir kaum eine Chance, es der Firma zu beweisen. Allerdings können wir die Mörder fassen, das setzt voraus, dass wir vor ihnen die Frau und die Kinder von Sam finden. Es muss in all den Unterlagen irgendetwas geben, was uns ihren derzeitigen Aufenthaltsort wenigstens andeuten könnte.«

»Wenn du darauf bestehst, dann gehe ich alles noch einmal durch, aber mach dir keine großen Hoffnungen«, dämpfte Jesse die Erwartungen des Detectives.

Forrest nippte an seinem Kaffee. »Wo würdest du deine Familie in einem solchen Fall verstecken?«

Jesse lächelte gequält. »Ich denke, diese Frage müsste eher ich dir stellen und nicht umgekehrt. Also, wo?«

Der Detective legte Jesse offen, dass er sich mit dieser Frage bereits eindringlich beschäftigt hatte. »Ehrlich, mir ist nichts anderes eingefallen, aber letztendlich würde ich sie natürlich hier verstecken, hier im Department.«

In Jesses Gesicht schien plötzlich die Sonne aufzugehen. »Das ist es«, schlug er mit der flachen Hand euphorisch auf die Schreibtischplatte. »Natürlich, das ist es!«, wiederholte er sich.

Forrest hustete, er hatte sich verschluckt. Mit feuchten Augen sah er seinen Partner an und sein Gesicht hatte sich trotz des Hustenanfalls ebenfalls deutlich aufgehellt. »Du meinst, er hat sie an seinem Arbeitsplatz versteckt?«

Jesse klatschte begeistert in die Hände. »Nein, aber dort, wo er seine Vorträge gehalten und hin und wieder übernachtet hat. In Cambridge, wo sonst. Er war Gastdozent an der Uni!«

Forrest erhob sich ruckartig, zog sich seinen Mantel an und setzte sich den Hut auf den Kopf. Mit zwei Schritten trat er an Jesse heran, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter und verließ das Büro in einer Eile, die Jesse staunen ließ und die er noch nie bei ihm gesehen hatte.



Im Gegensatz zu Forrest hatte Adam Kean in der vergangenen Nacht keine einzige Minute ein Auge zugetan. Über eine Stunde wälzte er sich hin und her und begab sich schließlich in die Küche, um Molly nicht zu wecken. Seine innere Unruhe hatte sich in eine Schlaflosigkeit verwandelt, die sein Gemüt belastete. Adam wollte Sam wenigstens für einige Stunden aus seinem Kopf verbannen, aber es ging nicht. Immer wieder fragte er sich, was und wer für den Tod seines Jugendfreundes verantwortlich war. Für ihn war Sam ein Mensch, zu dem ein gewaltsamer Tod in keiner Weise passte. Sam war immer verantwortungsbewusst gewesen und dementsprechend hatte er sich verhalten und so sein Leben gelebt. Sam war kein Mensch, der ein Risiko einging oder seine Person bewusst einer Gefahr aussetzte. Umso unverständlicher wirkte sein Tod auf den Senderinhaber.

Wieso war Sam umgebracht worden, wegen wem oder wofür musste er sterben? Mit solchen und ähnlichen Fragen beschäftigte er sich die ganze Nacht. Es verstand sich für Adam von selbst, dass er Sam nicht wieder lebendig oder irgendetwas gut machen konnte. Die Schuldgefühle und das schlechte Gewissen hörten trotzdem zu keiner Stunde auf sein Herz und seinen Verstand. Adam wusste genau, wie das Leben war und wie es sein konnte. Er selbst hatte alle Höhen und Tiefen durchlaufen und unabhängig davon, dass ihn Molly liebte, ihn nun zum Vater machte und er durch das Erbe ein reicher Mann geworden war, hätte er eines niemals abgestritten, wenn er danach gefragt worden wäre: Er war nie so ein guter Mensch gewesen, wie Sam einer war. Es war beschämend, dass er so wenig von ihm wusste. Und – obwohl Sam die Welt der Lebenden verlassen hatte, er nie wieder mit ihm sprechen konnte – er wollte mehr über den Werdegang seines Jugendfreundes erfahren. Was sie in den wenigen Telefongesprächen und Live-Konferenzen in den vergangenen Monaten gequatscht hatten, war eher bedeutungslos. Sicher, Adam wusste, dass Sam verheiratet war und Kinder hatte. Aber dass er den Familiennamen seiner Frau trug, so weit führten ihre Unterhaltungen nicht. Genauer betrachtet, wusste er gar nichts über seinen Jugendfreund und er fühlte sich auch deswegen miserabel, da er ihn zwar während ihrer Gespräche reden ließ, doch im Grunde genommen ihm oft gar nicht zugehört hatte. Er war mit seinen Gedanken woanders, wurde durch die Aufgaben abgelenkt, die er bewältigt hatte und noch erledigen musste. Zweimal hatte ihn Sam gefragt, ob er ihm überhaupt ein offenes Ohr geschenkt hatte. Adam hatte es bejaht, das war allerdings aus Anstand geschwindelt. Auch das war ein Grund, sich zu schämen.

Vielleicht wäre es anders, wenn Sam irgendein Freund oder Klassenkamerad gewesen wäre; das war eben nicht der Fall. Ihre Verbindung konnte nicht anders bezeichnet werden als eine Art von Blutsbrüderschaft, auch wenn sie grundverschieden waren. Adam entsprach von jeher dem Typ eines Draufgängers, aber in diesem Fall traf das zu, was allgemein oft behauptet wird: Nämlich, dass sich Gegensätze anziehen. Adam war im Gegensatz zu Sam niemand, der

einem Streit aus dem Weg ging. Die Unterschiede in ihrem Wesen und auch in ihrem Charakter verhinderten nicht, dass sie sich prächtig verstanden und viele Interessen teilten. Sie hatten somit vieles gemeinsam, obwohl sich im Lauf der Jahre ihre Vorlieben veränderten. Ihre Freundschaft stand deswegen niemals auf dem Spiel. Adam rechnete zurück, wann er Sam vor dessen ersten Anruf zum letzten Mal gesehen hatte. Es war vor fünfzehn Jahren gewesen, als er Boston verließ und sich auf den Weg nach Hollywood machte. Über die Umwege, die er während der Reise in einen neuen Lebensabschnitt auf sich nehmen musste, sprach er nicht. Der Kontakt zu Sam riss zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal ab. Als Adam endlich am Ort seiner Träume eingetroffen war, rief er Sam an, schwärmte ihm von der Traumfabrik der Filmproduktion vor, obwohl er mehr oder weniger auf der Straße stand. Die Anrufe wurden seltener. Adam war knapp bei Kasse, manchmal besaß er nicht einen Cent. Dann, als er schließlich seinen ersten Job als Kameramann erhielt, rief er Sam öfter vergeblich an. Sein Freund hatte inzwischen den Kontakt zu seiner Familie abgebrochen und hatte zudem viel um die Ohren. Es war das Letzte, was Adam über Sam erfahren hatte. Ihm wurde damals von Marvin mitgeteilt, dass Sam liert und Vater geworden war, sein Studium abzuschließen gedachte und sich zudem mit Gelegenheitsjobs über Wasser hielt. Ob es so war oder nicht, konnte Adam aus der Ferne nicht beurteilen. Irgendwann, viele Wochen später, erhielt er überraschend einen Anruf von Sam im Studio. Adam war es unerklärlich, wie Sam an die Nummer gekommen war und erfuhr von seinem Jugendfreund, dass er sich bei sämtlichen Studios nach ihm erkundigt hatte, was Adam schmeichelte. Er konnte sich an diesen Tag noch sehr gut erinnern. Es war ein stressiger Drehtag und er versprach Sam, zurückzurufen, da die nächste Szene gedreht werden sollte. Der Film bescherte Adam als Kameramann die erste Auszeichnung und plötzlich war er gefragt und wurde mit Angeboten überhäuft. Ob deswegen oder aus einem anderen Anlass konnte er nicht sagen, aber den versprochenen Rückruf war er Sam bis in die Gegenwart schuldig geblieben. Jetzt war es zu spät dafür. Gegen sechs Uhr morgens hätte Adam am liebsten Forrest angerufen und sich bei ihm

über den Tod von Sam und Marvin erkundigt. Er unterließ es: Selbst, wenn es sein Freund gewollt hätte, er durfte ihm zu den Ermittlungen nichts sagen. Ab dem Moment, in dem Adam von Molly über die Geldforderung von Sam unterrichtet wurde, stand für den Senderinhaber fest, dass sein Jugendfreund in gewaltigen Schwierigkeiten steckte. Spätestens ab dem Zeitpunkt, als Sam ihn schockiert auf den Tod seines Bruders aufmerksam gemacht hatte, war er sich sicher, dass Sams Probleme mit dessen Bruder zusammenhingen. Er hatte diese Vermutung Molly gegenüber vielleicht nicht laut geäußert, aber er war von ihr mehr denn je überzeugt.

Plötzlich stand seine Verlobte vor ihm. Ihr kurzes Haar war wie die Borsten eines alten Handfegers zerzaust, ihr Gesicht sah nicht so glatt wie sonst aus und verschlafen, wie sie noch war, ließ sie die Schultern hängen, als ob sie das schwere Gewicht eines unangenehmen Traumes mit sich herumschleppen würde. »Was tust du hier?« Selbst ihre Stimme schien noch nicht wach geworden zu sein.

»Ich kann nicht schlafen.«

Wie in Trance begann Molly Kaffee aufzusetzen. In ihrem Schlafanzug, der im Übrigen Adam gehörte, sah sie süß aus, wie ein Engel, der auf der Erde schlafwandelte. »Wegen Sam?«, war dafür offenbar ihr Verstand bereits hellwach.

»Ja.«

Molly setzte sich immer noch benommen an den Tisch und legte ihr Kinn auf die geballte Faust ihrer rechten Hand. »Hast du gestern Malcolm X mit Absicht erwähnt?«

Die Frage überraschte Adam komplett. »Nein! Wie kommst du darauf?«

»Ich dachte nur ...«

Adam überlegte kurz und ahnte, worauf Molly anspielte. »Ich bin zwar nicht mehr dein begleitender Kameramann und somit kein Untergebener von dir, wobei ich mich nur selten als ein solcher behandelt gefühlt habe. Als dein Verlobter und durch das Glück, dein plötzlicher Arbeitgeber zu sein, den ich dir gegenüber niemals hervorkehren werde, würde ich dich zu nichts zwingen« Er sah Molly sofort an, dass er mit seiner Annahme richtig lag.

Molly deutete ein Lächeln an. Es lag ungefähr achtzehn Monate zurück, als sie von dem Obdachlosen Malcolm X eine merkwürdige Geschichte über verschwundene Obdachlose und einen Friedhof ohne Kreuze und Namen gehört hatte. Nach wie vor konnte sie sich nicht erklären, was sie an dieser Geschichte fasziniert hatte, die sie während der Dreharbeiten zu einer Sendung über Obdachlose in Boston geschildert bekamen, aber sie ließ sich nicht bremsen und begann in dieser Sache zu recherchieren. Zunächst war Adam dagegen. Er war gegen die Produktion über die Wohnungslosen und missbilligte ihre Nachforschungen. Am Ende unterstützte er sie, ob schon damals aus Liebe, das wusste Molly nicht. »Du hast recht, manchmal habe ich mich dir gegenüber wirklich mies verhalten, aber gelegentlich war es auch nötig und das weißt du selbst. Adam, ich weiß, dass du mich zu nichts drängen würdest, aber wie es scheint, geht dir der Tod von Sam näher, als ich dachte. Du hast mich entgegen deiner Überzeugung damals bei der Geschichte von Malcolm X unterstützt und ich wäre eine schlechte Verlobte, wenn ich dir jetzt nicht helfen würde.«

»Mir wäre deinerseits ein anderes Motiv lieber, das dich dazu bewegen könnte, mir in dieser Sache zu helfen. Eigentlich jedes andere, nur nicht die Geschichte von Malcolm X.

Interessiert es dich zum Beispiel überhaupt nicht, was uns die Liste mit den sechzig Namen sagen soll? Ich meine, ich kann mir vorstellen, um was es sich dreht, aber ...«

»Um was?«, fiel Molly ihrem Verlobten ins Wort.

»Es geht immer um das Gleiche Molly, um Geld, Ego, Ruhm und Unsterblichkeit. In diesem Fall, glaube ich, geht es ums Geld. Es gibt genug Leute, die mit Medikamenten handeln, es gibt hunderttausende, die von irgendwelchen Pillen abhängig sind. Einige unter ihnen sind sich dessen gar nicht bewusst. Sam wollte uns mit dieser Liste irgendetwas in dieser Richtung andeuten.«

Molly war neugierig, das musste sie als Journalistin sein, aber sie gab es gegenüber Adam nicht zu, als sie einwilligte. »Okay, ich tue es, ich helfe dir, aber ich stelle eine Bedingung.«

»Die wäre?«

»Es geht um Mord und deswegen beziehen wir Dad von vornherein in unsere Recherchen ein. Ich will nicht ein ähnliches Desaster wie damals erleben. Ich will nicht noch einmal Angst um unser Leben haben müssen und von jemandem mit einer Waffe bedroht werden.«

Adam willigte ein und nahm Mollys Angebot mit der Bedingung an. »Dann rufe ich nachher Forrest an, erzähle ihm, was ich über Sam und Marvin weiß und bringe ihm eine Kopie mit den sechzig Namen. Außerdem würde ich irgendwo gerne ansetzen und heute irgendwann den Apotheker aufsuchen, der in der Nähe des Senders seinen Laden hat.«

Molly nickte, doch ganz wohl war ihr nicht dabei.

Ω

Es gab noch eine Person, die in dieser Nacht nicht schlafen konnte. Ihr Motiv der Schlaflosigkeit war nicht eine Sorge, die sich um berufliche Probleme drehte oder die etwas mit einem schlechten Gewissen zu tun hatte, sondern Wut. Babys Zorn war auf ein Gleis umgestiegen, das ihn sogar in eine rasende Wut beförderte. Er hatte es sich erlaubt, bei seinen Schwiegereltern anzurufen und Jennifer zu fragen, wann sie nach Hause zu kommen gedachte, und erhielt eine Antwort, die ihm nicht gefiel. Nicht vor Sonntag, hatte sie zu ihm gesagt und ihn um Verständnis dafür gebeten. Baby spielte ihr verbal eine Nachsicht vor, die einen Grammy verdient hätte. Innerlich kochte er nämlich und das machte sich äußerlich bemerkbar. Er umfasste mit seiner Bärenpranke eine Vase, die neben dem Telefon stand und künstlichen Blumen einen Garten bot. Bei jedem Wort von Jennifer drückte er seine Hand fester zu, bis die Vase aus Porzellan schließlich wie ein edles Trinkglas in mehrere Einzelstücke zerbarst. Baby hätte in diesem Moment gern seinem Gefühl nachgegeben und am liebsten laut geschrien, aber er riss sich zusammen, um Jennifer nicht zu verstören.

Sich zu beherrschen, das fiel ihm zuletzt grundlegend schwer. Wenn er von den Gespenstern in seinem Kopf nicht belästigt wurde, gelang es ihm hin und wieder. Jennifer sendete ihm schließlich tausend Küsse durch die Telefonleitung, bestellte ihm Grüße von ihren Eltern und ließ ihn kurz vor dem Ende des Gespräches einige Minu-

ten mit Joseph und Cindy sprechen. Wären seine Geister bei diesem Telefonat anwesend gewesen, dann hätten die Kinderstimmen Baby dazu gebracht, auf die Kreaturen in seinem Hirn zu hören. Warum auch immer, die Kreaturen blieben still. Offenbar hatte die Gespens-terarmee an diesem Tag einen Waffenstillstand mit ihm vereinbart und deswegen litt er anders als sonst. Nach dem getätigten Anruf brodelte Baby wie eine kurz vor der Explosion stehende Magmakammer. Das Leben erwies sich als besonders gemein zu ihm. Ausgerechnet an diesem Freitag, an dem er sich wegen der Waffenruhe von den Kämpfen mit seinen Dämonen erholen konnte, wurde er von einem gewöhnlichen Alltag terrorisiert. Baby versuchte, seine aufsteigende Wut zu beruhigen und ging unter die Dusche. Mehrere Minuten ließ er kaltes Wasser über seinen Körper laufen, mit der Absicht, sich danach vor dem lodernden offenen Kamin im Wohnzimmer aufzuwärmen. Unglücklicherweise rutschte er auf den Fliesen im Badezimmer aus und krachte mit dem Kopf zuerst gegen das Waschbecken und dann gegen den Rand der Toilette. Angeschlagen wie ein Boxer kurz vor dem Knockout, blieb er auf dem Boden liegen und begann plötzlich, wie ein wahnsinnig gewordener Mensch zu lachen.

Er lachte, lachte und lachte, bis Tränen über seine Wangen liefen, aber genauso unerwartet begann er zu weinen. Er weinte, weinte und weinte, ohne dass es den Tränen anzusehen war, warum sie vergossen wurden. Als Baby sich nach einer gefühlten Ewigkeit vom Boden erhob und in den Spiegel sah, erschrak er. Seine rechte Gesichtshälfte war geschwollen, mit Blut bedeckt und die Stirn, aus der immer noch Blut quoll, war dick und wies oberhalb seines rechten Auges einen langen, breiten Spalt in der Haut auf. Baby musterte sein Gesicht minutenlang und nach einer Weile lächelte er. Sein Spiegelbild erinnerte ihn ein wenig an Herman Munster. Einige Sekunden erfreute er sich an der Ähnlichkeit zu dem berühmten Hauptdarsteller der Serie "The Munsters". Aus heiterem Himmel hob er die Hand, mit der er die Vase zerdrückt hatte, und schlug mit ihr gegen das Antlitz in dem Spiegel. Das Gesicht vor seinen Augen zerbrach, aber es verschwand nicht. Mit aller Kraft riss er den Toilettendeckel aus der Halterung und drosch mit diesem gegen das zerbrochene Glas, bis nichts von

dem zerrissenen Bild des hässlichen Doppelgängers übrigblieb. Nackt wie er war, durchschritt Baby die Scherben unter seinen Füßen und verzog dabei keine Miene. Er begab sich in das Schlafzimmer, wobei ihm das Blut seiner Schritte folgte. Dort angekommen, zog er aus dem mittleren Abteil des Schrankes einen Bademantel hervor, zog sich diesen an und trat von dem Möbelstück zurück. Er betrachtete die drei Spiegeltüren und sah sich in jeder Tür. Erneut konnte Baby nicht an sich halten, seine Kopien raubten ihm den letzten Nerv. Jetzt, da er Ruhe, endlich einmal Ruhe, vor den Dämonen hatte, verfolgte ihn laufend sein Spiegelbild. Mit drei großen Schritten ging er am Bett entlang, hob eines der Nachtkästchen in die Höhe und warf es mühelos, aber mit voller Wucht, gegen den Kleiderschrank. Zwei der drei Spiegel brachen und fielen klirrend aus den Türen. Baby wiederholte den Akt mit dem Nachtkästchen seiner Frau und auch die dritte Spiegeltür wurde dadurch blind. Schließlich verließ er ohne zusätzliche Schnittverletzungen den Raum. Die Bruchstücke der Spiegel waren größer als seine Füße und lagen ihm außerdem nicht im Weg. In einem Zustand von Erleichterung wollte Baby nun endlich das tun, was er sich ursprünglich vorgenommen hatte: sich vor den Kamin im Wohnzimmer setzen. Seine Wut auf alles und jeden, auch die auf sich, war abgeflaut, aber es war nicht sein Tag und es wäre besser gewesen, wenn er überhaupt keinen Zorn mehr empfunden hätte. Baby saß vor dem Kamin, trank Rotwein aus der Flasche, haderte seelisch mit den vergangenen Stunden und im Kopf mit seiner Frau. In Erinnerung an das Telefongespräch mit Jennifer nahm er ein Stück Holz und behandelte es, wie er seine Gattin nicht behandeln durfte. Mit aller Kraft und in der Hoffnung, seine Aggressionen abbauen zu können, schleuderte er das Holzsplitter in den Kamin.

Als ob er die Raketen für ein Feuerwerk gestartet hätte, ergoss sich über ihn und seine Umgebung ein massiver Funkenregen. Verärgert holte er eine zweite Flasche Wein, nickte während des persönlichen Umtrunks kurz ein und bemerkte deswegen nicht, dass einige der Funken zu überleben versuchten. Ein winziger Holzsplitter begann im Teppich unter dem Wohnzimmertisch zu glimmen, ein anderer war zwischen den Ritzen der Bodenbretter unter den Unterbau des

Holzbodens gerutscht, ein weiterer hatte es sich zwischen den Dekorkissen auf dem Sofa gemütlich gemacht, aber die anderen Funkenreste waren verglüht und hatten zum Beweis ihrer Anwesenheit kleine Brandflecke hinterlassen. Sie waren es, die Baby in Sicherheit wogen und es unterbanden, dass Baby seiner Umgebung einer Kontrolle unterzog. Am schlimmsten war, dass Baby mit dem Wurf des Holzstückes in den Kamin eine ungewollte physikalische Kettenreaktion ausgelöst hatte. Die brennenden Holzstücke im Kamin verschoben sich und diese Erschütterung sorgte dafür, dass eines von dem Stapel fiel, der vor dem Kamin auf seine Feuertaufe wartete. Das Holscheit, dick und lang wie ein Oberarm, rollte von der Spitze des Stapels hinab und fiel die letzten Zentimeter direkt auf den Griff einer Handschaufel, auf die Baby zuvor das Paket mit den Kohleanzündern gelegt hatte. Als ob eine Steinschleuder in Bewegung gesetzt und abgefeuert worden wäre, wurde das Paket in die Luft geschleudert und der Inhalt während des Fluges im Raum verteilt. Einige der Steine, die das Anzünden eines Grills oder eben Kamins erleichterten und zudem beschleunigten, landeten äußerst ungünstig auf dem Teppich unter dem Wohnzimmertisch. Es dauerte eine Zeit, dann sah sich Baby einer ähnlichen Ausnahmesituation ausgesetzt, wie er sie mit seinen Dämonen häufig und immer öfter erleben musste. Er hielt ein Nickerchen, wurde wach, nahm einen Schluck Rotwein aus der Flasche, nickte erneut ein, so ging es ständig weiter, bis ihm plötzlich Rauch in die Nase stieg. Zuerst glaubte er, wegen des Alkohols einer Einbildung zu unterliegen, zugleich beschlich ihn die Furcht, dass seine Gespenster den Waffenstillstand brechen wollten. Noch nie zuvor hatte er gesehen, dass aus einem Holzboden Rauch aufsteigen konnte. Es war das erste Symbol, das die nach wie vor schlafenden Geister in seinem Kopf weckte.

Baby erhob sich vom Boden und ging auf die Quelle der zunehmend in den Augen beißenden Rauchschwaden zu. Er zuckte zusammen, als hinter ihm ein zischendes Geräusch ertönte und fuhr herum. Eine kleine Stichflamme senkte sich und setzte den Teppich endgültig in Brand. Es war dieser Eindruck, der die Gespenster in seinem Hirn wachzurütteln begann. Die Flammen auf dem Teppich breite-

ten sich blitzartig aus, erneut erreichten sie einen der Zündsteine und im gleichen Augenblick fing das Sofa zu brennen an. Erst wie in Zeitlupe, schließlich binnen weniger Augenblicke lichterloh. Für die Dämonen in Babys Kopf war es dieses Bild, das sie erwachen und aufstehen ließ. Zwei weitere Zündsteine in anderen Ecken entzündeten sich, unter dem Holzboden begannen kleine Flammen um sich zu schlagen und für Baby war klar, dass er sich in der Hölle befand. Die Kreaturen, die ihn beherrschten, waren wieder da und sie waren es, die nicht verbrennen und sterben wollten. Baby gelang es, das Feuer zu löschen, dabei half ihm ein Feuerlöscher, der in der Küche stand, sein Bademantel und zuletzt einige Eimer Wasser, die er aus dem Bad holte. Dass er dabei jedes Mal in die Scherben des zerstörten Spiegels trat, bemerkte er nicht. Nachdem Baby die Kraft des Feuers vernichtet hatte, befand er sich bereits im Bann der ihn beherrschenden Stimmen. Seine Torturen begannen von vorne, so als ob er eben aufgestanden wäre, dabei hatte er die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Es hallte in seinem Kopf, er hörte es klar und deutlich und er wiederholte es laut, immer und immer wieder: »Töte, Baby, töte!«

Ω

Forrest hatte recht, zwar vermutete er es mehr, als dass er es wusste, nur änderte das nichts an der gegebenen Situation. Merkur und Venus befanden sich tatsächlich noch in Boston und inzwischen waren sie nicht mehr allein, sondern hatten Mars zu ihrer Verstärkung herbeigerufen. Überall, wo sie sich blicken ließen, gaben sich die drei Männer wie verständnisvolle und höfliche Geschäftsleute, dennoch hinterließen sie einen Eindruck von Unnahbarkeit.

Mars war aus demselben Holz geschnitzt wie Merkur und Venus, obwohl er ab und zu unangenehm aus der Reihe tanzte. Er war kalt, herzlos, erbarmungslos, also seinen Tischnachbarn sehr ähnlich, aber er war kein Sadist. Niemand in der Gruppe nahm ihm das übel. Was ihm zum Leidwesen aller zum Vorwurf gemacht wurde, war seine wählerische Art und sein Hang, Aufträge zu hinterfragen. Dem Bund um Venus gehörten insgesamt acht Personen an, von denen nur noch sieben aktiv waren, und jeder von ihnen trug einen Planetennamen,

allerdings hieß niemand von ihnen Erde. Die Organisation hatte weder einen Anführer noch einen Koordinator, sondern alle aktiven Gruppenmitglieder arbeiteten in der Regel für sich allein. Bei den acht Personen handelte es sich mit einer Ausnahme um Männer mittleren Alters, deren Geschäft der Tod war. Sie waren Profikiller und ihr Einsatzort konnte am anderen Ende der Welt liegen. Sie alle wurden für das Töten bezahlt und sie alle hatten ihren Preis. Ihr Honorar für einen Mord schwankte, es kam neben ihren Spesen auf die Person an, die liquidiert werden sollte. Eine Persönlichkeit aus der Politik lag im Preisniveau im gleichen Bereich, wie ein populärer Star. Ein Staatsoberhaupt, unabhängig davon, welche politischen Interessen er verfolgte und welches Land er regierte, kostete mehr als jeder andere. Die Gruppe war in einschlägigen Kreisen bekannt und erhielt ihre Aufträge durch Empfehlungen. Jeder der acht Killer besaß eine Kontaktliste, die ihm zusätzliche Einnahmen bescherte. Obwohl sie dem gleichen Beruf nachgingen, als einen solchen bezeichneten sie ihren Job, hatte jedes Gruppenmitglied seine eigenen Regeln. Venus zum Beispiel nahm nur exklusive Aufträge an, während Pluto früher bei der richtigen Bezahlung nicht davor zurückgeschreckt war, den eigenen Nachbarn zu töten, mit dem er am Vorabend vielleicht ein Bier getrunken oder ein kurzes Gespräch geführt hatte. Pluto war inzwischen alt geworden und hatte sich zurückgezogen. Er genoss seine Rente und half der Gruppe nur noch in Notfällen. Jupiter tötete grundsätzlich keine Kinder, Neptun hingegen keine Frauen. Hinzu kamen Gewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen.

Saturn lehnte jeden Auftrag aus oder in Russland ab, Uranus nahm dafür nur Aufträge aus dem Inland an und insoweit war es ein Vorteil für ihn, dass er in den Vereinigten Staaten wohnte. Es war ein Land, in dem die Aufträge niemals erloschen und sich oft leicht und schnell erledigen ließen. Letztendlich war keiner der aktiven sieben Killer länger arbeitslos, als er es wollte, aus diesem Grund konnte man durchaus wählerisch werden. Auf eine bestimmte Art war jeder von ihnen ein Künstler, der er sich leisten konnte, dieses oder jenes Engagement abzulehnen. Venus war da besonders eigen, aber daran störten sich die anderen sieben nicht, es war seine Sache. Es gab Zeiten, da waren

die Auftragsbücher der acht Männer dermaßen prall gefüllt, dass sie auf die Idee kamen, sich gegenseitig zu unterstützen. Konnte der eine aufgrund von Terminschwierigkeiten einen Auftrag nicht ausführen, leitete er ihn an den nächsten weiter. Auf diese Weise war der Bund entstanden und eröffnete den Killern neue Möglichkeiten. Durch die Zusammenarbeit wurde es möglich, nicht nur eine bestimmte unerwünschte Person zu eliminieren, sondern dessen gesamte Familie. Ebenso konnten sie fortan zum Beispiel einen Politiker und dessen engsten Stab liquidieren. Solche Bestellungen trafen selten ein und keiner der Auftragskiller war darüber böse. Viel häufiger wurden sie von einer Verbrecherorganisation damit beauftragt, die Konkurrenz auszuschalten, oder erhielten als Gruppe die Order, eine verhasste Familie zu eliminieren. Nicht immer mussten bei den Aufträgen größeren Umfangs alle acht anwesend sein und mitmachen, meistens reichten vier von ihnen aus. Allerdings war Pluto sehr selten mit von der Partie. Sie wechselten sich bei den Teilnahmen ab, schanzten sich Mordaufträge zu und vergaßen bei all dem Stress ihre persönlichen Auftraggeber nicht.

Diese Aufgaben waren simpel. Meistens ging es um Rache, Neid, Liebe und Hass und natürlich um Eifersucht in jeder Form. Der Liebhaber wollte die Affäre beenden und die Geliebte loswerden, da sie die Abfuhr nicht ertrug. Die Ehefrau musste sich an ihrem Mann für die verlorenen Jahre rächen, der Mann wiederum für den schlechten Sex, der geprellte Erbe wollte für Gerechtigkeit in der Erbfolge sorgen und hin und wieder musste sich jemand wegen einer Demütigung sein Selbstwertgefühl auf diese Weise beschaffen. Die Liste war ellenlang und somit hatten die acht Killer nicht nur einen dauerhaften, sondern auch einen krisenfesten Job. Die Emotionen eines Menschen lösten eben zuweilen Mordgelüste aus und das würde sich nicht ändern, nicht, solange es den Menschen gab. Insgesamt verstanden sich die sieben Profikiller einigermaßen gut, sie hatten es zu acht selten miteinander zu tun. Es war nachvollziehbar, dass der eine über den anderen und dessen Stil den Kopf schüttelte, aber sie mussten sich nicht mögen oder gar eine Freundschaft schließen, stattdessen waren sie bestrebt, sich gegenseitig zu akzeptieren und die Arbeit des

anderen zu tolerieren. In diesem Zusammenhang erwies sich Mars als ein schwer hinnehmbarer Charakter. Jedem war es egal, wie er seine Jobs erledigte, niemanden interessierte es, welche Bestellungen er annahm und welche Offerten er ablehnte, aber seine Neugier ging der gesamten Gruppe gewaltig auf den Keks.

Nicht anders verhielt es sich an diesem Freitagvormittag. Mars stresste Venus und Merkur mit seinen Fragen und der vorhandenen sowie zur Schau gestellten Skepsis. «Wozu? Warum sollen die Kinder umgebracht werden, das macht keinen Sinn», protestierte Mars, der von Venus vom Flughafen abgeholt und in das Hotel gebracht worden war, in dem auch Merkur und Venus am Dienstag ein Zimmer bezogen hatten.

Merkur, in dessen Zimmer das Gespräch stattfand, verdrehte die Augen und schnippte die Asche von der Zigarette ab, die er zwischen den Fingern seiner linken Hand hielt. »Warum interessiert dich das? Auftrag ist Auftrag und jeder Job bringt Asche in deine Börse, womit Asche zu Asche, Staub zu Staub eine völlig neue Bedeutung gewinnt.«

»Wichser!« Mars nahm den Drink dankend an, der ihm von Venus gereicht wurde. Es war eine Ehre, von Venus bedient zu werden; obwohl der Bund der Profikiller keinen Anführer hatte, wurde Venus als Sprachrohr der Gruppe angesehen.

»Venus, sag du mir, warum. Ich meine, wir tun es, kein Thema, ich will nur den Sinn dahinter wissen.«

»Merkur hat recht, der Sinn ist es, in erster Linie Geld zu verdienen. Außerdem hinterfragen wir nicht, du hingegen laufend.« Merkur wollte etwas einwenden, aber Venus hob die Hand und ergänzte: »Merkur hat den Mann, dem die Liste mit den Namen und andere Unterlagen abhandengekommen sind und die angeblich gestohlen wurden, überdurchschnittlich hart rangenommen. Er war hart im Nehmen und hat eisern geschwiegen!«

»Was willst du mir damit sagen?«, verstand Mars die Aussage nicht.

»Niemand hätte in einer ähnlichen Situation geschwiegen, niemand, außer wenn er damit seine eigene Familie in Gefahr bringen würde. Unser Auftraggeber ist davon überzeugt, dass der angeblich Bestohlene ein falsches Spiel gespielt hat und er mit seinem Schweigen die

eigene Familie schützen wollte. Da er dieser Meinung ist, geht er außerdem davon aus, dass der Kerl zumindest einen Teil seiner Familie in die Intrige eingeweiht hat. Somit muss die ganze Familie verschwinden und das erzähle ich dir nur, da ich dich verstehe. Es ist nie einfach, Kinder oder Teenager umzubringen, aber es muss diesmal sein. Für uns steht eine Menge Geld auf dem Spiel, außerdem unser Ruf.«

»Trotzdem ist es scheiße! Was, wenn die Kids nichts wissen, keine Ahnung von irgendwelchen Intrigen und Papieren haben? Ich meine, wir haben neben unserem Leumund auch eine Ehre zu verlieren.«

Venus ließ sich seine aufkommende Ungeduld nicht anmerken. »Wir haben keine andere Wahl. Die Kids werden, falls sie eines Tages groß werden sollten, unangenehme Fragen stellen oder versuchen, nachzuforschen, warum ihre Eltern, Großeltern und ihr Onkel sterben mussten. Vielleicht finden sie ausgerechnet dann etwas, was wir womöglich nicht gefunden haben. Wir können kein Risiko eingehen.« Erneut hob Venus die Hand. Mars schien immer noch nicht zufrieden zu sein. »Entweder du bist dabei oder du fliegst zurück. Neptun kann dich ersetzen, er braucht zwei Stunden hierher.«

Mars dachte kurz nach. »Ich bin dabei«, sagte er.

»Na endlich«, bemerkte Merkur.

»Wie wollen wir es anstellen?«, wurde bereits die nächste Frage von Mars von den Wänden des Hotelzimmers zurück auf den Tisch geworfen.

»Ich fasse es nicht«, schüttelte Merkur den Kopf.

Im Gegensatz dazu schien die Frage Venus zu gefallen. »Es wird schwierig, aber es ist nicht unmöglich. Wir müssen zwar etwas mehr Geduld aufbringen, als ich es erwartet habe, aber dieses Element ist der Grundstein unseres Jobs, deswegen sehe ich darin kein Problem. Uranus, Neptun, Saturn und Jupiter sind bereits unterwegs, um überzeugende Gespräche mit den Personen zu führen, die auf der Liste stehen. Drei von ihnen übernehmen wir, sie leben hier oder in der Nähe. Jeder von uns nimmt sich einen vor.«

»Was ist mit Pluto?«, fragte Mars, wobei er kein wirkliches Interesse an einer Antwort zeigte. Sie kam dennoch.

»Er steht auf Abruf bereit, will nur helfen, wenn Not am Mann sein sollte.«

»Okay, lass mich an deinem Plan teilhaben«, trank Mars den Drink leer.

Venus lächelte, nicht wegen des Interesses seines Berufskollegen, sondern wegen des Umstandes, dass er seine Fragestunde, wenn auch wahrscheinlich nur vorübergehend, beendet hatte. Er bat Merkur um einen Drink, wartete, bis er und Mars einen serviert bekamen und erzählte dann seinen Komplizen, wie er den Tod der Familie Ridge herbeiführen wollte.

Ω

Nachdem Adam die Wohnung in Jamaica Plain verlassen hatte, versuchte er vergeblich, Forrest wegen eines kurzfristigen Treffens zu erreichen. Er begab sich in das Gebäude des Senders und wurde auf dem Weg in sein Büro in mehrere Gespräche verwickelt. Hinter seinem Schreibtisch sitzend, sah er sich die Post durch, unterschrieb danach im Vorzimmer einige Briefe, die von seiner Sekretärin aufgesetzt worden waren, und begab sich an den Arbeitsplatz seiner Verlobten, der einige Etagen tiefer lag. Er holte aus einer Schublade die Liste mit den sechzig Namen, machte eine Kopie und legte sie zurück. Schließlich verließ er das dreißig Etagen hohe Gebäude und bog auf dem Bürgersteig nach links ab. Nach ungefähr vierhundert Metern erreichte er die Revere Street, bog in die Irving Street und sah die Apotheke, von der er glaubte, dass der Besitzer auf der Liste mit den sechzig Namen stand. Er hätte den kürzeren Weg über die Cambridge Street nehmen können, er nahm den Umweg nur wegen des Geschenks für Molly in Kauf. Hätte er es auf dem Rückweg besorgt, wäre er sehr wahrscheinlich Forrest begegnet, aber Adam war kein Hellscher.

Adam sah sich an der Eingangstür einige Aufkleber und Infos an und ging unter dem Gebimmel einer Türglocke in den Laden, der für eine Apotheke mitten im Zentrum einer Großstadt ungewöhnlich klein war. Ohnehin kam es ihm vor, als ob er mit dem Betreten des Raumes das einundzwanzigste Jahrhundert verlassen hatte und zurück in das neunzehnte katapultiert wurde. Der Raum sah aus, als ob

die Boston-Tea-Party entweder vor kurzem zu Ende gegangen war oder unmittelbar bevorstand. Der Aufstand von Bostoner Bürgern, die als Indianer verkleidet in den Hafen eindrangen und die vermutlich von einigen Bauern aus der Umgebung unterstützt worden waren, fand im Dezember 1773 statt. Der Raum schien aus dieser Zeit zu stammen und besaß weniger das Flair einer Apotheke, vielmehr das eines kleinen Warenhauses im Wilden Westen. Damals hatten die Menschen gegen die hohen Zölle der Kolonialmacht Großbritannien protestiert und über dreihundert Kisten Tee in das Hafenbecken geworfen. Die völlig gewaltlose Aktion diente auch den privaten Interessen einflussreicher Männer, wie zum Beispiel John Hancock und Samuel Adams, die grundsätzlich Gegner der britischen Krone waren.

Der Senderinhaber musste etwas warten, bis eine ältere Person aus dem hinteren Bereich im Laden erschien und ihn argwöhnisch musterte. Der Mann, er mochte um die sechzig Jahre alt sein, eher älter, grüßte Adam; nicht unfreundlich, aber auch nicht überschwänglich. Es stand in seinem Gesicht geschrieben und es war unschwer von seiner Miene abzulesen, dass sein Geschäft trotz der guten Lage von Neukunden selten aufgesucht wurde. Adam fühlte sich schlagartig unbehaglich und nicht willkommen. Doch deswegen gab er sein Vorhaben nicht auf. Adam erwiderte den Gruß und sagte: »Entschuldigen Sie, mein Name ist Adam Kean, ich komme vom AM Channel und hätte gerne mit Mister Arthur Sedon gesprochen. Ist er zufällig im Haus?«

Der ältere Herr seufzte schwer, fast so, als ob das Leben in diesem Alter für ihn ein Ballast wäre. »Ist er, was wollen sie von ihm?«, erkundigte er sich.

Adam überlegte gar nicht erst, sondern zog die Kopie der Liste aus der Innentasche seiner Winterjacke. »Ich habe hier in meinen Händen ein Blatt Papier, auf dem insgesamt sechzig Namen stehen. Der von Mister Sedon wird ebenfalls aufgeführt und ich wollte ihn fragen, wie sein Name auf diese Liste gekommen ist.« Adam war sich sicher, dass der ältere Herr hinter dem zwei Meter langen Verkaufstresen die Person war, mit der er reden wollte.

Arthur Sedon war ein kleiner, hagerer Mann. Das graue Haar, das sein Haupt zierte, war besonders über der Stirn bereits licht, dafür wirkten seine braunen Augen hellwach; wie die eines Raubvogels, der Ausschau nach Beute hielt. Sein Gesicht war mager und die Wangen wurden von dünnen Falten überzogen. Erneut seufzte er schwer und gab sich als der Mann aus, nach dem Adam gefragt hatte. »Ich habe es gewusst, dass diese Situation eines Tages eintreten wird. Ich habe es gewusst«, wiederholte er sich, verließ seine Position und begab sich zu der Ladentür. Er schloss sie ab, drehte das Schild um, das an der Türe hing und wandte sich seinem unerwünschten, aber offensichtlich irgendwann erwarteten Besucher zu. »Kommen sie mit!« Adam folgte dem Apotheker in den hinteren Bereich des Ladens. Ein schmaler, diffus beleuchteter Gang, der durch lange Regale an den Wänden noch enger wurde, führte an einer Treppe und zwei Türen vorbei. Am Ende des Flurs betrat Adam einen hell erleuchteten Raum, der größer als der Laden war und über kein Fenster verfügte. Das Zimmer war alles in einem, es war ein Büro und ein Abstellraum, zugleich ein Rückzugsort und ebenso ein Arbeitsplatz. Ein Herd stand an einer Wand, dessen Nachbarschaft aus einer Arbeitsplatte bestand, die zugleich die Funktion eines Abstellraums besaß. Teller, Tassen, Besteck, einige Dosen und Tüten füllten sie fast komplett aus. Gleich daneben stand eine prähistorische Eckbank, wie sie in Esszimmern nach dem zweiten Weltkrieg oft gesehen wurde. Gegenüber zog ein moderner ovaler Tisch bewundernde Blicke auf sich, der von sechs alten Stühlen in die Zange genommen worden war. Die Sitzflächen der Stühle waren allerdings mit einem derart abschreckenden Stoff bezogen, dass jedes Hinterteil sich mit einem Pups dagegen sträuben musste, auf diesen Platz zu nehmen. Der Raum vereinte Gegensätze, wie Adam sie selten gesehen hatte. Auf der Seite mit dem Herd herrschte Unordnung, dagegen auf der mit dem Tisch, der offensichtlich für geschäftliche Zwecke genutzt wurde, fast schon so etwas wie Sterilität. An der Wand vor Adam stand ein Schreibtisch, auf dem Chaos herrschte, davor ein Drehstuhl und links und rechts von diesem lagen Bücher, Ordner und irgendwelche Unterlagen auf dem Boden. Faszinierend waren die Wände, die dem Mobiliar Schutz

boten. Bis auf die zwei Quadratmeter über dem Herd versteckten sie sich durchgehend hinter Büchern, kleinen und großen Kartons, die allesamt eine Jahreszahl trugen und hinter einer Unmenge von Schachteln, deren Inhalt aus medizinischen Präparaten bestand. Der Apotheker deutete auf den modernen Tisch. »Setzen Sie sich. Kaffee?«

Adam sah auf den verdreckten Herd, neben dem auf einer begrenzten Arbeitsplatte eine Kaffeemühle stand. »Lieber nicht«, lehnte er das Angebot ab, was jedoch von Arthur offensichtlich nicht angenommen wurde. Er winkte ab, begab sich zu der Kaffeemühle und füllte sie mit Kaffeebohnen, die in einer Dose neben dem Gerät auf den unabwendbaren Mahlvorgang warteten. Adam äußerte sich nicht dazu, die plötzliche Wandlung des Mannes erstaunte ihn. Zunächst hatte er sich wie ein Eindringling gefühlt, inzwischen so ähnlich, als ob er seinem Opa einen Besuch abstatten würde. Ihn beschlich das Gefühl, dass der Mann, der ihm in diesem Moment den Rücken zuwandte, erleichtert über sein Erscheinen war. Arthur Sedon hatte es erwähnt, er hatte nicht ihn gemeint, aber er hatte wegen der Liste irgendwann einen Besuch von irgendwem befürchtet. Es schien, als ob diese Sorge nun von ihm gewichen war. Adam setzte sich und sah dem alten Herrn bei der Kaffeezubereitung zu. Ihn erinnerten die Bewegungen des alten Mannes an früher, an seine Kindheit und damit zwangsläufig an Sam. Er war mit seinem Jugendfreund oft bei dessen Großeltern gewesen und dort wurden sie jedes Mal verwöhnt.

»Milch? Zucker?«, wurde er aus seinen Gedanken gerissen.

»Weder noch, wenn dann schwarz, bitte.«

»Woher haben Sie die Liste?«, fragte Arthur, obwohl es ihm gleichgültig sein konnte.

Bildete es sich Adam nur ein oder wollte der Mann sein Gewissen erleichtern? Es erschien ihm so, zudem erstaunte ihn auch der Punkt, dass Arthur Sedon von Anfang an seinen Namenseintrag auf der Liste nicht geleugnet oder sich über diese gewundert hatte. Es war merkwürdig, es machte den Apotheker sympathisch. »Ein Freund von mir hat sie uns zukommen lassen.«

»Was heißt uns?«, stellte der Herr die nächste Frage, während er das Kaffeegeschirr auf ein Tablett stellte.

»Uns bedeutet dem Sender AM Channel, dessen Inhaber ich bin. Tatsächlich allerdings wurde die Liste meiner Verlobten auf eine sehr untypische Art übergeben.«

»Wie heißt Ihre Verlobte?«, machte Arthur den Herd aus und nahm das kochende Wasser von der Platte.

Die Neugier des Mannes störte Adam nicht, im Gegenteil, sie konnte eine Basis schaffen, die ein offenes Gespräch erst zuließ. »Molly, Molly Waterspoon«, sah er keinen Grund, den Namen seiner Lebensgefährtin zu verheimlichen.

Mit dem Tablett in der Hand gesellte sich Arthur an den Tisch. Mit einem kleinen Löffel bediente er die zwei Kaffeetassen mit dem gemahlenden Kaffeepulver, goss sie voll und schob eine Tasse zu Adam. »Sie werden es nicht bereuen.«

Adam hob die Augenbrauen. »Ungefiltert?«

»Rühren Sie fest um und probieren Sie nach zwei Minuten, der Kaffee muss sich erst setzen, aber dann werden Ihre vom Instantkaffee geschändeten Geschmacksnerven jubilieren.«

Adam tat es und musterte den Herrn, der sich nicht ihm gegenüber positioniert, sondern neben ihm Platz genommen hatte, wobei er einen Stuhl zwischen ihnen unbesetzt ließ. Leicht überwältigt von der Gastfreundschaft und Herzlichkeit des älteren Mannes, stellte Adam ihm nun seinerseits eine Frage: »Was ist das für eine Liste und wieso steht Ihr Name auf dem Papier?«

Die zwei Minuten waren noch nicht vorbei. Arthur nippte trotzdem an seinem Kaffee und lächelte. »Ich trinke ihn immer so, besser Sie warten noch ein bisschen«, wich er nicht der Frage aus, sondern beantwortete sie gleich im Anschluss an die Aussage. »Junger Mann, ich bin alt, vielleicht auch deswegen ein wenig weltfremd, aber sind Sie das auch?«

»Wie meinen Sie das?«

Arthur verengte die Augen. »Sind Sie tatsächlich naiv oder tun Sie nur so?«

Adam sah auf seine Armbanduhr und wagte es, den Kaffee zu probieren. Seine Augen glänzten, als er die Tasse wieder abstellte. »Gut, wirklich hervorragend. Das hätte ich nicht gedacht.«

»Früher, in einer anderen Welt, im Ostblock, wurde der Kaffee so getrunken. Ich bin von dieser Marotte nie abgekommen.«

»Sie kommen woher?«

Arthur Sedon fasste in die Brusttasche seines Hemdes und zündete sich eine dünne Zigarillo an. »Ich bin hier in Boston geboren, aber meine Großeltern waren russische Einwanderer. Sie haben nicht vergessen, ihre Traditionen und Gewohnheiten mitzubringen.«

»Verstehe, darf ich?«, hielt Adam plötzlich eine Zigarettenschachtel in der Hand und ertete eine Geste der Zustimmung.

Der Senderinhaber zündete sich die Zigarette an und sah sich währenddessen noch einmal in dem Raum um. Er entdeckte keinen Ventilator, was vermuten ließ, dass die Räumlichkeit innerhalb von wenigen Minuten wie die Golden Gate Bridge in San Francisco von einer Nebelwand aus Rauchschwaden verschlungen werden würde. Adam blies den Rauch des ersten Zuges aus und kehrte zu dem aufgegriffenen Thema zurück. »Ich weiß es nicht genau, was es mit der Liste auf sich hat, aber ich denke, dass es um Geld geht, in welcher Art und Weise auch immer.«

Der Apotheker schien mit der Antwort unzufrieden. »Sie haben sich entschlossen, mich aufzusuchen, irgendwann hätte es so oder so jemand getan, außer ich wäre in der Zwischenzeit verstorben. Jetzt sind sie nun mal hier, also entweder wir reden offen oder wir lassen es sein. Ich habe in meinem Alter keine Zeit dafür, Zeit zu verschwenden.«

Die klaren Worte gefielen Adam und aus der anfänglichen Vorsicht und Skepsis gegenüber Arthur Sedon begann sich ein zurückhaltender Respekt zu entwickeln. »Okay, dann komme ich zu der unbeschönigten Version meiner Vorahnung: Ich vermute, dass die sechzig auf der Liste stehenden Personen Geld für nicht legale Dienstleistungen erhalten. Welche das sein können, kann ich nicht sagen, aber vorstellen könnte ich mir einige.«

»Zum Beispiel?«

Adam kratzte sich am Kinn. »Die Bevorzugung eines Präparates der einen Firma, gegenüber dem gleichen oder einem ähnlichen Mittel eines anderen Unternehmens,« überlegte er.

»Damit haben sie teilweise den Nagel schon einmal auf dem Kopf getroffen. Was bedeutet es?«

Adam schmunzelte und zögerte, er wollte dem älteren Mann nicht auf den Schlips treten. Merkwürdigerweise war er von ihm dazu aufgefordert worden. »Egal, um welche Dienstleistungen es geht, die sechzig Personen auf der Liste halten die Hand für die Gefälligkeiten auf, damit auch Sie.«

Arthur sah Adam die Verlegenheit an, die dessen Antwort bei ihm hervorgerufen hatte, und beruhigte ihn. »Sie müssen sich nicht schämen, absolut nicht. Sie haben schließlich völlig recht, ja, alle, die auf dieser Liste stehen, sind in irgendeiner Art und Weise bestechlich, käuflich, korrupt und erpressbar. Das seit vielen Jahren, ach, was sage ich, seit Jahrzehnten.« Mollys Verlobter konnte es nicht fassen und glaubte im ersten Augenblick, sich verhöhnt zu haben. Er wusste vorab nicht, mit was er in der Apotheke konfrontiert werden sollte, er besaß nicht einmal annähernd eine Vorstellung davon. Er hätte mit allen möglichen und unmöglichen Reaktionen gerechnet, aber nicht mit einer Bestätigung seiner Mutmaßung und schon gar nicht mit einem Geständnis. Arthur Sedon verblüffte Adam noch mehr, indem er ihm einen Überblick über die allgemeinen Zustände, Situationen und Verhältnisse erläuterte. Adam erfuhr dadurch, dass der Status der Ärzte in Bezug auf ihr Medikamentensortiment sich nicht nur deutlich, sondern gravierend unterschied. Einige Psychologen waren an ein pharmazeutisches Unternehmen vertraglich gebunden, andere besaßen schriftliche Vereinbarungen mit mehreren Pharmakonzernen, wobei sie bestimmte Arzneien nur von einem Anbieter beziehen durften. Es gab Ärzte in diesem Fachbereich der Medizin, die Verträge eingegangen waren, die ihnen eine Abnahmemenge von gewissen Pillen und Tabletten vorgaben und die sich damit in der Hand der Pharmaindustrie befanden. Nur wenige waren in dieser Hinsicht völlig frei und bezogen ihr Medikament für die Krankheit, die sie behandelten, bei dem Pharmaunternehmen, das aktuell das beste Mittel für das ge-

sundheitliche Problem besaß. Die sechzig Psychologen und Apotheker, die auf der bekannten Liste standen, praktizierten alle in den Staaten. Sie waren über das ganze Land verstreut und waren den Übergriffen der Pharmaindustrie gnadenlos ausgeliefert. In deren Augen gehörten die käuflichen Ärzte einer abgegrenzten, gesellschaftlichen Gruppe an, mit der alles gemacht und von der alles verlangt werden konnte. Sich den Diktaten der pharmazeutischen Betriebe und ihren Handlangern zu entziehen, war unmöglich und ein solcher Versuch gleich einem Selbstmord. Nicht alle Psychologen, die auf der schwarzen Liste standen, befanden sich im Blick der Ärztekammer, aber viele von ihnen schon. Trotzdem, der Aufsichtsbehörde fehlten die entscheidenden Beweise, um die in Verdacht stehenden Personen aus dem Verkehr zu ziehen. In der Regel sah ein Einschreiten der Ärztekammer einen Lizenzentzug und ein Berufsverbot für die überführten Ärzte vor und diesem Schritt folgte eine strafrechtliche Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft. Oft hing es von der Art der Verfehlung ab, die ein Doktor, unabhängig von seinem Fachgebiet, begangen hatte. Es war traurig, die schwarzen Schafe in der Medizin gab es überall. Zahnärzte, Frauenärzte, Allgemeinmediziner, sogar Kinderärzte, es gab in jedem Bereich eine bestechliche Person und damit einen Kollegen, der die Hand aufhielt. Es war nicht an der Tagesordnung, aber es war nicht selten, dass der Patient eines Arztes ohne sein Wissen als Testperson für ein neues Medikament benutzt wurde. Der Doktor wurde einfachheitshalber von der Pharmaindustrie und dem Hersteller des Medikamentes nicht darüber informiert, dass dem Medikament zusätzliche Stoffe hinzugefügt worden waren. Das eingesetzte Heilmittel besaß zwar die gleiche Wirkung, aber es besaß zusätzliche oder andere Substanzen als jene, die dem Arzt bekannt waren und der Patient auf dem Beipackzettel nachlesen konnte. Diese Art von Missbrauch diente in erster Linie der Kostenreduzierung bei der Herstellung des Heilmittels. Die medizinische Forschung profitierte von diesen unbekannten Testreihen so gut wie gar nicht, in zehntausend Fällen vielleicht ein Mal. Durch Vergleiche und Studien der Testergebnisse wurde manchmal durch einen Zufall eine Substanz entdeckt, die für eine wesentliche Verbesserung von ande-

ren Präparaten geeignet zu sein schien oder mit der ein neues Medikament erschaffen werden konnte. Dieses Glück stellte sich im Durchschnitt allerdings erst nach der Entdeckung von anderen Wirkungen bei zehn bekannten oder von völlig unbekannten Substanzen ein, was letztendlich hieß, dass einhunderttausend Testreihen nötig waren, um in der Medizin einen Schritt vorwärtszukommen. Bedauerlicherweise war es nicht von der Hand zu weisen, dass diese Vorwärtsbewegung zumeist sehr bescheiden war. Außerdem, was kaum jemand wusste, konnte nicht bestritten werden, dass diese Praxis eine Gemeinsamkeit zwischen der Pharma- und der Lebensmittelindustrie darstellte. Zu oft standen auf den Inhaltsangaben von Lebensmitteln falsche Werte und zudem wurden fragwürdige Zutaten in dem betroffenen Produkt gar nicht erst erwähnt. In dieser Hinsicht wäre es leicht gewesen, den Kontrollorganen und den zuständigen Aufsichtsbehörden Vorwürfe zu machen. Nicht allein in den Vereinigten Staaten, sondern auf der ganzen Welt. Bestechlichkeit, anderweitige Vorteile mit zusätzlichen Bonuszahlungen, regelmäßige Sondereinkommen, Faulheit und Inkompetenz hätten vielerorts eine berechtigte Anprangerung gefunden. So einfach, wie es schien, war es nicht. Die kontrollierenden Gremien versuchten, abgesehen von den schwarzen Schafen in ihren Reihen und die gab es fast überall, ihr Bestes zu geben. Es ließ sich nicht leugnen, dass die Ehrlichen zum einen schlecht bezahlt wurden und zum anderen völlig überlastet waren. Die Überlastung wurde durch die vielen Neuanmeldungen von Produkten und Medikamenten genauso herbeigeführt, wie durch die erforderlichen Kontrollen der bereits vorhandenen Artikel. Der Arbeitstag dieser Menschen hätte täglich mindestens achtundvierzig Stunden dauern müssen, um nur annähernd ein Gleichgewicht herstellen zu können. Es war fraglich, ob diese Arbeitsumstände von der Politik bewusst in die Richtung der Überbelastung gelenkt wurden; einiges sprach dafür. Letztendlich war es machbar, das Geschäft mit Medikamenten und Lebensmitteln konnte nicht einbrechen. Die Menschen waren auf die Artikel aus diesen Wirtschaftszweigen angewiesen und dabei spielte es seit längerer Zeit keine Rolle mehr, ob die Produkte halfen, linderten oder sättigten und schmeckten. Das bewegte die Pharma- und

Lebensmittelindustrie sowie ihren Chemie- und Zusatzstoffzulieferer dazu, aus sehr viel Guthaben noch mehr zu machen. Ein dauerhafter finanzieller Schaden konnte aufgrund der Umstände sowie der Erforderlichkeit der Produkte ausgeschlossen werden. In den obersten Etagen dieser Unternehmen wurden mögliche Kollateralschäden bei solchen und ähnlichen Aktionen achselzuckend in Kauf genommen, es ging schließlich nicht um ihr Leben, es ging um ihren prallen Geldbeutel, der noch dicker werden musste. Adam hatte die Ausführungen von Arthur Sedon mit großem Interesse verfolgt und fühlte sich nach dem Monolog wie erschlagen.

Trotzdem, tausend Fragen lagen ihm auf der Zunge, aber eine hatte Priorität. »Warum erzählen Sie mir das so ungezwungen, ich meine, Sie klagen sich ja unter anderem selbst an«, holte Adam das Handy aus der Brusttasche seines Hemdes hervor, da es sich vibrierend bei ihm meldete. Er sah auf das Display, erkannte, dass es Molly war und ohne auf ihren Anruf zu reagieren, legte er das Gerät auf den Tisch.

Der Apotheker deutete auf die leere Kaffeetasse vor Adam und dieser nickte, der Kaffee war tatsächlich ein Genuss gewesen. Während Arthur den Kochtopf mit Wasser auf dem Herd erhitzen ließ, in die Tassen Kaffeepulver streute und das Wasser in die Tassen goss, zählte er Adam unaufgeregt die Motive auf, die ihn bewegten. »Wir wollten das nicht, niemand in meiner Familie wollte das. Ich befürchte, dass unser Name mit zu denen gehört, der am längsten auf dieser Sündenliste steht. Wir wurden unter Druck gesetzt, ein Entkommen gab es nicht. Es gab nur ein entweder – oder. Mein Großvater war Arzt, mein Vater war Arzt und um diesen Machenschaften aus dem Weg gehen zu können, wurde ich Apotheker, aber das war ein Irrtum. Befindet man sich ab irgendeinem Zeitpunkt zwischen den Pranken eines Löwen, dann gibt es keine Fluchtmöglichkeit. Die einzige Alternative, die einem bleibt, heißt mitmachen und schweigen oder man wird gefressen.«

»Aber es muss doch irgendwie möglich sein, diesem Treiben ein Ende zu setzen«, erwiderte Adam nachdenklich. Andere Worte waren ihm nicht eingefallen.

»Sie scheinen naiv zu sein, junger Mann. Sie können es nicht beenden und wenn, dann geht es am nächsten Tag von vorne los, und zwar genauso vehement oder radikaler, als es aufgehört hat. Die Leute, die hinter all dem stecken, die Industrie, die darin verwickelt ist und die Wirtschaft, die alles lenkt, ist mindestens so mächtig wie jede Supermacht auf dieser Welt. Diese Horde von gierigen Egoisten kann nicht gestoppt werden, von niemandem. Ich an ihrer Stelle würde keinem einzigen Menschen, nicht einmal dem besten Freund, von der Liste erzählen. Verbrennen und vergessen sie das Papier mit den sechzig Namen, nach Möglichkeit hier und jetzt.«

»Wenn Sie davon dermaßen überzeugt sind, dass den Verantwortlichen nicht beizukommen ist, warum haben Sie mir dann so viel über die gegebene Sachlage erzählt?«, übergab Adam den Vorschlag.

»Zum einen hätten Sie mir in den nächsten Tagen und Wochen, das sehe ich Ihnen an, keine Ruhe gegeben. Zum anderen tat es gut, mit jemandem darüber sprechen zu können und zuletzt, um Sie zu schützen. Werfen Sie nicht ihr junges Leben weg!«

»Ich habe sehr wahrscheinlich wegen dieser Liste einen Freund verloren«, stellte Adam in den Raum.

»Ein Grund mehr, die Liste zu vernichten. Ich garantiere Ihnen, wenn Sie es nicht tun, dieses Papier nicht zerstören und vergessen und es bekannt werden sollte, dass Sie die Liste mit den sechzig Namen kennen beziehungsweise, dass sie sich in Ihrem Besitz befindet, dann werden Sie viel mehr verlieren.«

Auch diesmal ging der Senderinhaber über den Ratschlag hinweg. Er lenkte das Thema auf das Leben des Apothekers und unterhielt sich noch eine Stunde mit ihm, bevor er ihn mit dem Versprechen verließ, sich bald wieder sehen zu lassen. Auf dem Weg in den Sender dachte Adam über die Worte von Arthur Sedon intensiv nach und fragte sich, ob es möglich sein konnte, was ihm der alte Mann geschildert oder ob er schlicht und einfach in allen Belangen übertrieben hatte. Er war dermaßen in Gedanken, dass er nicht bemerkte, dass sein Handy immer noch auf dem Tisch in Arthurs Büro lag.

Forrest fuhr nicht mit dem Auto nach Cambridge. Er wollte die überschaubare Entfernung zu Fuß, mit dem Bus und notfalls mit dem Taxi bewältigen und wundersamerweise lud das Wetter dazu ein. Es war deutlich milder geworden und zum ersten Mal seit Tagen wurde Boston von einem strahlend blauen Himmel überzogen. Es war unbestritten, der Sonnenschein, der die Kälte nicht restlos vertreiben konnte, hob die Stimmung, allerdings nicht die des Detectives. Erst als er auf der Longfellow Bridge stand, bemerkte er, dass er vor lauter Hast sein Handy auf dem Schreibtisch im Büro vergessen hatte. Verärgert sah er zum Segelboothafen, der zu seiner linken Seite lag und musste dabei an Marilyn denken. Aus der Distanz und vom Erinnerungsvermögen her war es unmöglich zu erkennen, dass sich in dem Hafen ein Boot mehr befand, als vor ein paar Tagen. Womöglich war das der Grund, warum den Detective ein komisches Gefühl beschlich. Es war fast so, als ob irgendein Geist aus der Vergangenheit nach ihm rief und in diesem Fall hätte es durchaus die spurlos verschwundene Marilyn sein können. Forrest blickte sich um und nahm wieder Schritt auf. Obwohl er es nicht wahrhaben wollte, der Fußmarsch und die frische Luft taten ihm gut. Auf keinen Fall durfte er Betty davon erzählen, sonst drohten ihm von seiner Frau Klagelieder, warum er nie mit ihr einen gemütlichen Spaziergang unternahm. Nach ungefähr der Hälfte der Strecke gab Forrest auf und stieg in den nächsten Bus, der an der Haltestelle stehenblieb und ihn nach Cambridge brachte. Cambridge war in der Zwischenzeit zu einem Vorort von Boston geworden und bezog den Namen von der gleichnamigen englischen Stadt, in der die Gründerväter von Cambridge, Massachusetts, studiert hatten. Kaum jemand außerhalb der Vereinigten Staaten wusste, dass der Vorort mehr als einhunderttausend Einwohner zählte, da die Stadt vor allem durch die Harvard Universität bekannt geworden war. Es existierte eine zweite Universität in Cambridge, die nicht minder weltweit renommiert war: das Institut für Technologie. In Cambridge waren viele Persönlichkeiten geboren worden, unter anderem der Schauspieler Matt Damon. Dem Detective war es egal, wer hier lebte, wer hier geboren worden war, wer hier studierte und starb. Er ärgerte sich

maßlos über sich, sein Handy und auch ein bisschen über Jesse. Dass er sein Handy im Büro auf dem Schreibtisch liegengelassen hatte, daran war Forrest selber schuld. Nun stand er vor dem Problem, dass er nicht wusste, an welcher Universität Sam Ridge als Gastdozent Vorträge gehalten hatte. Wegen dieser Unwissenheit hätte er Jesse gerne einen Rüffel erteilt, allerdings nur aus dem Grund, um von seiner Fahrlässigkeit abzulenken. Im Büro konnte er nicht anrufen und selbst wenn er vor einer Telefonzelle gestanden hätte, wäre es nicht so einfach gewesen. Die benötigte Telefonnummer hatte ihm sein Handy aus dem Zahlengedächtnis gestohlen. Was hatte Jesse gesagt? Sam Ridge war von Beruf ein Pharmaforscher und ein Analyst der Synthesetechnik. Bis zu dem Zeitpunkt, in dem Jesse diese Berufszweige in den Mund genommen hatte, wusste der Detective nicht, dass es diese Berufsbezeichnungen gab. Die Logik, die Forrest sich zusammenbaute und das Werkzeug für das Fundament seiner Überlegungen erhielt der Detective durch den Beruf des ermordeten Mannes. Sie besagte, dass Sam Ridge sowohl an der einen, als auch an der anderen Uni als Dozent tätig gewesen sein könnte. Nicht an beiden, das hätte Jesse bestimmt erwähnt. Forrest entschloss sich für das Institut der Technologie. Wie selten Forrest Boston verließ und wie wenig er über die Universitäten wusste, zeigte sich an diesem Freitagvormittag. Er hätte keinen Bus benötigt, nahm trotzdem einen und fuhr damit fälschlicherweise direkt in das Zentrum von Cambridge. Die Universitäten lagen jedoch in der Richtung, aus der er gekommen war. Nachdem der Detective diesen Irrtum korrigiert hatte, erfuhr er, dass es die Studienfächer, die er Sam Ridge zuordnete, entweder nicht gab oder am Massachusetts-Institut für Technologie nicht gelehrt wurden.

Forrest begab sich auf das Gelände der Harvard Universität, welche die älteste Uni der Vereinigten Staaten darstellte und zudem die reichste der Welt. Wie das Institut für Technologie handelte es sich bei der Harvard Universität um eine privat geführte Lehrstätte. Fakt war, dass Forrest mit dem Betreten des Geländes in ein anderes Universum gelangte, zugleich allerdings in einen Ameisenhaufen. An die zehntausend Studenten lernten im Massachusetts-Institut für Tech-

nologie, die doppelte Anzahl studierte an der Harvard Universität, die nach dem Geistlichen John Harvard benannt und im Jahr 1636 gegründet worden war. Für den Detective wurde der Rest des Vormittages zu einem Spießrutenlauf. Er wurde von einem Gebäude zum anderen geschickt, von dem für sein Anliegen zuständigen Menschen auf eine kompetentere Person verwiesen, und so ging es immer weiter, bis ihm der Kragen platzte. Auch das half ihm nicht. Er war nahe dran aufzugeben, stand hilflos auf dem Campus und wunderte sich über die Hektik auf dem Areal, ebenso über den Massenandrang und das scheinbare Chaos, das um ihn herum herrschte. Natürlich kannte Forrest die Universitäten und einige Bereiche von ihnen, aber nie zuvor war er so lange, und noch dazu zu Fuß, auf dem Gelände unterwegs gewesen. Als Streifenpolizist war er hier einst ein paar Mal zugegen gewesen, danach, soweit er sich erinnern konnte, nicht mehr. Übertrieben gesagt, lagen die Lehrstellen einen Steinwurf von seinem Haus entfernt, aber er wusste über die Universitäten viel zu wenig oder für einen Bostoner Bürger praktisch nichts.

Es war einfach so, er kam sich auf dem Areal der Uni wie ein Tourist vor, ein Gefühl, das ihm für einen kurzen Moment peinlich wurde. Auf gut Glück hielt Forrest zwei Studentinnen auf, die an ihm vorbeigingen. Er fragte sie, ob sie den Dozenten Sam Ridge kannten, erntete dafür Blicke, die eindeutig ausdrückten, dass diese Art der Anmache nicht neu war und wurde wie ein Freier stengelassen. Es war Zufall, aber ein vorbeigehender, hochgewachsener Student hatte seine Frage gehört, blieb nach einigen Metern stehen, beobachtete die Situation und als die Studentinnen Forrest stehenließen, ging er auf ihn zu. »Ich kenne Mister Ridge, was wollen Sie von ihm?«, fragte er neugierig und wusste sogleich, dass er keine Antwort bekommen würde.

Forrest staunte, dass der junge Mann noch nichts vom Ableben des Pharmaforschers gehört zu haben schien. Er beließ es dabei. »Ich will nichts von ihm, ich suche seine Frau. Ich habe eine dringende persönliche Nachricht für sie und mir wurde mitgeteilt, dass sie sich heute hier befindet«, erfand Forrest aus dem Stegreif eine Umschreibung seiner Absichten.

Der Student, der etwas größer als Jesse war, sah auf Forrest herab. »Da kann ich ihnen nicht helfen, aber vielleicht die im Sekretariat des Harvard College.«

»Okay, und wo finde ich das?«

Der Student streckte die Hand aus. »Gleich da drüben.«

»An wen kann ich mich wenden, wenn mir dort nicht geholfen werden kann?«, erkundigte sich Forrest in der Hoffnung, dass ihm weitere Irrläufe über das Gelände erspart bleiben könnten und wurde von dem Studenten auf angenehme Weise überrascht. Der junge Mann zog aus dem Rucksack, den er mit sich trug, einen Stift und Block hervor und zeichnete für Forrest einen Plan, der dem Detective eine Orientierungshilfe sein sollte. Von der Position, auf der sie sich befanden, malte er dem Detective einen Streckenplan mit Linien und fügte Quadrate hinzu, die er nummerierte. Die Vierecke stellten die Gebäude dar, die Forrest aufsuchen sollte und die Nummern die Reihenfolge, wie er sie am schnellsten erreichen konnte. Forrest bedanke sich und schlug die entgegengesetzte Richtung wie der Student ein. Es war beschämend, aber innerhalb von einer Minute hatte er mehr über die Universität erfahren, als in den letzten siebenundfünfzig Jahren. Es war ihm neu, dass Harvard insgesamt über zwölf akademische Einheiten verfügte und dass jede einzelne von einem Dekan geführt wurde. Forrest hätte es nicht geglaubt, niemand konnte oder wollte ihm helfen. Er befand sich tatsächlich in einer völlig anderen Welt. In den Sekretariaten wurde er wie eine Person abgefertigt, die nichts auf dem Areal zu suchen hatte und dementsprechend wurde ihm gegenübergetreten. Die Minuten verrannen, wurden zu Stunden, bis er vor dem Haus stand, das als letztes übriggeblieben war und das er am wenigsten betreten wollte. Es war die Massachusetts Hall, der Sitz des Universitätspräsidenten. Forrest hatte vergeblich darauf gehofft, mehr über Sam und seine Familie in den anderen Gebäuden zu erfahren. Er befürchtete, dass die Leute in dem rötlichen Haus, das vor ihm lag, noch abweisender auf ihn reagieren würden, als es in den anderen Gebäuden der Fall war. Schließlich war die Massachusetts Hall der Palast des Universitätsgeländes, damit beherrschte er erst recht die Sorte von Menschen, die sich ihm überlegen

fühlten, nichts mit seinesgleichen und schon gar nichts mit dem Morddezernat oder der Polizei zu tun haben wollten. Ein weiterer Nachteil war Forrests Hautfarbe. Er hatte sie sich zwar bei seiner Geburt nicht ausgesucht und obwohl durch seine Adern das gleiche rote Blut floss, wie bei einem weißhäutigen Menschen, er die gleiche Luft einatmete, es änderte nichts daran, dass er dennoch ein Sklave seiner Hautfarbe und damit seines Daseins blieb. Ganz besonders trat es zum Vorschein, wenn er es mit besonders gebildeten Menschen zu tun hatte, die offenbar zu dumm waren, um zu registrieren, wie hirnlos sie im Zusammenhang mit einer anderen Hautfarbe und Rassen handelten und dachten. Insofern war es für den Detective erstaunlich, dass er so vielen jungen Leuten begegnet war, die aus dem Ausland kamen. Er hatte Asiaten gesehen, ebenso dunkelhäutige Studenten und Teenager aus Mittel- und Südamerika. Wenigstens, dachte er sich, war das inzwischen offenbar ein Teil der Normalität geworden. Vor einigen Jahrzehnten wäre es genauso undenkbar gewesen, wie der hohe weibliche Anteil unter den Studierenden.

Mit gemischten Gefühlen betrat Forrest das Gebäude. Es lag nicht an einem mangelnden Selbstbewusstsein, sondern an der Befürchtung, dass er herabwürdigend behandelt werden und aus diesem Anlass überreagieren könnte. Gediegene Stille schlug ihm im Eingangsbereich entgegen. Eine Tafel an der Wand zeigte ihm an, wer in welcher Etage in welchem Zimmer saß und zu seiner Verwunderung war der Platz in der abgeschirmten Informationsstelle unbesetzt. Forrest ahnte, dass er sich in Schwierigkeiten begeben könnte. Es ging in diesen Minuten nicht um ihn, sondern um die gefährdete Familie Ridge und das war ihm jedes Risiko wert. Indem er zwei Stufen auf einmal nahm, begab er sich in die Etage, in der das Büro des Universitätspräsidenten lag. Während er die Treppen erklomm, nahm er an, dass der Vorsitzende der Universität ihm am allerwenigsten helfen konnte, nicht wegen irgendeiner Intoleranz, sondern aus dem einfachen Grund, dass die Leute in einer solchen Position am wenigsten wussten, was in ihrem Reich geschah. Eines konnte sein Tun bewirken, und das war, dass er durch den Universitätsvorsitzenden die ihm bis dahin verweigerte Hilfe noch bekommen könnte.

Außer Atem klopfte er an die Tür des Mannes, der über die eigenartige, andere und fremde Welt regierte. Die Machtbefugnisse des Vorsitzenden wurden von einem Aufsichtsgremium überwacht und waren in diversen Bereichen eingeschränkt, aber wen störte das, wenn man dennoch das Zepter über eine der bekanntesten Universitäten der Welt schwang. Niemand öffnete. Forrest probierte es erneut, aber hinter der Barriere, die ihm den Zutritt verwehrte, vernahm er kein Geräusch und keinen Ton und die Tür blieb zu. Enttäuscht nahm er den Weg in das Erdgeschoss auf sich. Auf den untersten Treppen kam ihm eine Frau entgegen, eine sehr hübsche noch dazu. Sie sah den Detective befremdlich an und fragte ihn, zu wem er wolle. Forrest umschrieb sein Problem und erhielt darauf eine Antwort, mit der er nicht in dieser Art gerechnet hätte. »Also ich kann ihnen nicht helfen, aber ich weiß, dass Mister Ridge für dieses Semester im Studentenwohnheim ein Zimmer beantragt und bekommen hat. Ich kann ihnen allerdings nicht sagen, in welchem Gebäude.« Immerhin, diese Aussage war für den Detective ein Ansatz.

Er begab sich zu den Studentenwohnheimen. Der Student, der ihm den Streckenplan gezeichnet hatte, war so intelligent gewesen, diese Häuser auf dem Plan zur Orientierungshilfe als Rechtecke zu kennzeichnen. Dort angekommen, kam sich Forrest verloren vor. Wo sollte er mit der Suche beginnen? Eine weitere Stunde verging, bis er von einer Studentin erfuhr, dass die Dozenten in einem separaten Haus untergebracht waren. Forrest atmete erleichtert durch, als sich die junge Frau bereit erklärte, ihn zu dem Gebäude zu führen. Es lag nur fünf Minuten von dem Standort entfernt, an dem er die Studentin getroffen hatte. Betrübt musste er feststellen, dass er in den Stunden zuvor mindestens dreimal an dem Haus vorbeigelaufen war. Kein Umstand, der seine nicht besonders gute Laune heben konnte. Als er vor dem Gebäude stand, sich fragte, welches Zimmer Sam Ridge bewohnt haben könnte, wendete sich das negative Blatt kurzfristig. Ein Mann, der das Haus verließ und den Forrest danach fragte, wusste es. Der Detective begab sich zu der angegebenen Türnummer im zweiten und damit obersten Stock des Hauses und klopfte. Niemand öffnete, niemand fragte nach seiner Identität. Forrest glaubte, hinter der

Tür ein Geräusch gehört zu haben. Plötzlich ging die Tür auf und der Detective blickte auf die Düse einer Spraydose. Er schrie einen Schmerzenslaut aus, der nicht enden wollte.

Als ob ihm jemand die Augen ausgestochen hätte, begannen seine Augenhöhlen zu brennen, er fasste sich mit beiden Händen ins Gesicht und spürte, wie ihn jemand am Mantelkragen packte und in das Zimmer zog. Das letzte, was Forrest spürte, war die vollkommene Dunkelheit, in die er fiel, sie schmerzte ungemein, aber sie erlöste ihn von dem Schmerz, den ihm die brennenden Augen zufügten.

Ω

An diesem Freitag bekamen vier Leute, die auf der Liste mit den sechzig Namen standen, zu unterschiedlichen Zeiten unerwarteten Besuch. Ein Psychiater in Dallas wollte gerade Feierabend machen und war im Begriff, die Tür zu der Praxis abzuschließen, als plötzlich hinter ihm jemand seinen Familiennamen erwähnte. Ehe sich der Seelendoktor versah, wurde er unsanft in den Vorraum der Behandlungsräume gestoßen und während er bäuchlings zu Boden fiel, hörte er, dass die Tür in seinem Rücken mit einem Tritt geschlossen wurde. Er drehte sich auf den Rücken und sah in das Gesicht von Jupiter. »Wer sind Sie? Was wollen Sie?«, brachte er stammelnd hervor, während er sich auf dem Rücken liegend mit den Ellenbogen am Boden abstützte.

Jupiter machte zwei Schritte und trat mit einem Fuß auf den Oberkörper des verängstigten Mannes, was dazu führte, dass dieser wieder flach auf dem Rücken lag. »Haben sie Besuch bekommen?« Die Augen des Psychiaters weiteten sich, die Furcht in ihnen drückte aus, dass er den Sinn der Frage nicht verstand. »Sie werden vielleicht Besuch erhalten«, erkannte Jupiter, dass der Seelendoktor nicht allein von seinem Fuß zu Boden gedrückt wurde, sondern ebenso von dem tonnenschweren Fragezeichen seiner Unwissenheit. Jupiter bückte sich etwas nach vorne und zog aus einem Schaft, den er unter dem Hosenbein am Unterschenkel des Beines trug, mit dem er den Psychiater gegen den Boden drückte, ein Messer hervor. Es war kein gewöhnliches Messer, stattdessen eines, das den Mann am Boden in die Hosen urinieren ließ. »Vielleicht will Sie ein Journalist sprechen oder

jemand von der Ärztekammer, womöglich sogar eine Person von irgendeiner Aufsichtsbehörde, was machen Sie dann?»

Der Seelendoktor blickte in seinen Schritt, indem er den Kopf an hob, was in seiner Lage nicht einfach war, und richtete peinlich berührt seine Augen auf Jupiter. Die vor Furcht geweiteten Pupillen lagen wie ein Dotter in einem Augenweiß, indem deutlich zu erkennen war, dass er begriffen hatte, um was es ging. »Ich sage nichts!«, brachte er mühsam hervor.

»Sind Sie sich absolut sicher?«

Der Psychiater antwortete mit einer Stimme, deren Ton gegen die vorhandene Angst ankämpfte. »Was denken Sie? Wenn jemand kommt, bin ich nicht zu sprechen und wenn es sich nicht verhindern lässt, dann lüge ich der Person das Blaue vom Himmel herunter und werde sie bei kompromittierenden Äußerungen fragen, ob ihr eine Behandlung in meiner Praxis helfen könnte.«

Jupiter schien an der Aussage Gefallen zu finden. Er nahm den Fuß von dem Oberkörper. Während der Arzt tief durchatmete, ging er in die Knie und legte die Klinge des Messers an dessen Kehle. »Spüren Sie es, spüren Sie, wie scharf die Klinge von meiner Daisy ist?«, verriet er den Namen, den er seinem Messer gegeben hatte.

Ganz leicht drehte der Seelenklempner den Kopf zu Jupiter, der in seinen Augen unbedingt eine Therapie von mehreren Jahren benötigte. Diese Ansicht behielt er vernünftigerweise für sich »Ich spüre es«, hatte die Angst die Schlacht gegen den kurzfristigen Widerstand in seiner Stimme gewonnen.

Jupiter packte den Mann an den Haaren, drückte die Klinge des Messers noch fester gegen dessen Kehlkopf und im Gegensatz zu der des Psychiaters, klang seine Stimme fest und entschlossen. »Gut, wenn nicht, passiert Folgendes: Wenn du quatschen solltest, dann werde ich dich danach besuchen, nicht hier, sondern bei dir zu Hause. Ich werde vor deinen Augen deine Frau vergewaltigen, dir danach den Schwanz abschneiden und deine Gattin wird ihn aus Liebe zu dir essen! Danach schneide ich deiner Alten die Brüste ab und die frisst du! Letztendlich werde ich dabei zusehen, wie ihr beide händchenhaltend verblutet, hast du mich verstanden?«

Der Psychiater nickte mehrfach. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als Jupiter die Praxis verließ. Er zitterte am ganzen Körper, richtete sich in eine sitzende Stellung auf und verharrte in dieser Position. Der Schreck, der ihm in die Glieder gefahren war, ließ ihn minutenlang am Boden verbleiben und der erlittene Schock sorgte dafür, dass er zum ersten Mal seit seiner Kindheit weinen konnte. Der Psychiater hieß Norman Degger, aber wen außer seiner Familie interessierte das schon?

Vielleicht ein paar Patienten, die zufrieden mit seinen Behandlungsmethoden waren, womöglich ein paar Freunde und Bekannte, aber sonst? Für die Leute, die in das Leben von Norman eingegriffen hatten, war er ein Niemand, letztendlich nur eine Nummer, eine Zahl von vielen. Dass er sich in dieser Lage befand, daran war er selbst schuld.



Unter der Berücksichtigung des Zeitunterschiedes von zwei Stunden, die Dallas vor Seattle lag, wurde in der Smaragdstadt, wie der Beiname der größten Stadt im Nordwesten der Vereinigten Staaten lautete, Doktor Brown von Uranus aufgesucht. Der Psychiater war ein älteres Semester, ein durch seinen Beruf geschädigter Charakter und vielleicht lebte er deswegen allein und außerhalb der Stadt, die von den Einheimischen fast nie als die Smaragdstadt bezeichnet wurde. Dieser Beiname bezog sich auf die vielen Grünflächen und die Wälder in und um Seattle. Sie wurde für die Hälfte seiner Einwohner wegen der vielen wolkenreichen Tage zu Rain-City, obwohl es in vielen anderen Städten der Staaten wesentlich häufiger regnete. Für die andere Hälfte hieß Seattle Jet-City, aufgrund der in der Nähe angesiedelten Boing-Werke.

Diese Nebensächlichkeiten interessierten Doktor Brown nicht. Er war ein Mann, der feste Grundsätze vertrat und die schönen Seiten des Lebens anders definierte als die meisten Menschen. Das hatte dazu geführt, dass er von seiner Frau mitsamt den Kindern vor zwei Jahrzehnten verlassen worden war, was ihn nicht störte. Bis auf die Zahlung der Alimente hatte er nicht darunter gelitten, es war ihm vergönnt gewesen, eine neue sexuelle Ader an sich zu entdecken.

Kaum jemand wusste, dass Doktor Brown homosexuell war und jene, die es wussten, hätten es nicht wissen sollen und dürfen. Durch die sexuelle Orientierung wurde Doktor Brown angreifbar und deswegen stand sein Name auf der Liste der sechzig Personen. Erschwerend kam hinzu, dass er zu einem Opfer seines Berufes geworden war. Die seelischen Dramen und Tragödien von seinen Patienten belasteten inzwischen seine eigene Psyche. Die Geschichten und Probleme der Patienten gingen von Anfang an nicht spurlos an ihm vorbei und verwandelten ihn mit den Jahren zu einem verrohten Menschen. Wie seine Geburtsstadt, er war in Seattle geboren, besaß auch Doktor Brown einen Spitznamen und in manchen Kreisen wurde er als „Doktor Brachial“ bezeichnet. All das war Uranus egal. Er hatte wie ein Vertreter an der Haustür des Doktors geläutet und kaum wurde sie geöffnet, schlug er zu. Doktor Brown fiel mit einer blutenden Nase zu Boden und halb benommen, an einem Arm, wie ein erlegtes Tier am Hinterlauf, wurde er von Uranus in das Wohnzimmer geschleift. Dort trat ihm Uranus in die Rippen und setzt sich in den Sessel, vor dem er den Psychiater losgelassen hatte. »So, du schwule Sau, höre mir gut zu oder ich trete dir in die Eier und zwar so, dass du wie ein Badeentchen quietschst. Es könnte passieren, dass jemand neugierig wird und mit Fragen bei dir erscheint. Eine falsche Antwort und du bist tot! Nicht auf der Stelle, sondern ich lasse dich ganz langsam und qualvoll verrecken. Haben wir uns verstanden?« Der aus der Nase blutende, am Boden liegende und sich vor Schmerzen krümmende Psychiater nickte und erhielt von Uranus aus der Sitzhaltung einen weiteren Tritt ins Gesicht. »Was hast du gesagt? Ich habe dich nicht verstanden!«

Doktor Brown stöhnte. »Ja, verdammt nochmal!« Er stöhnte erneut vor Schmerz, holte tief Luft und ergänzte: »Warum sollte ich etwas sagen, ich hänge selbst bis zum Hals in der ganzen Scheiße drin!«

»Gut, das wollte ich hören.« Uranus erhob sich, versetzte dem wehrlosen Mann am Boden noch einen Tritt in die Rippen und ging auf die Ausgangstür zu. Kurz drehte er sich noch einmal um, bevor er aus dem Wohnzimmer verschwand. »Vergiss nicht, was du mir eben versprochen hast und vor allem, vergiss mich nicht. Wenn du

reden solltest, komme ich wieder und bleibe länger, das verspreche ich dir!«

Es war, wie es war, aber der bereits geschädigte Charakter und die angeschlagene Psyche von Doktor Brown erhielten durch den Besuch von Uranus einen weiteren Schaden.

Ω

Beaufort liegt auf der Insel Port Royal Island, im Port Royal Sound an der Atlantikküste von South Carolina. Die noch nicht einmal fünfzehntausend Einwohner hätten eigentlich keinen Psychiater gebraucht. Zu ruhig, zu schön, zu ausgeglichen und unkompliziert gestaltete sich für die Mehrheit der Bevölkerung das Leben in der kleinen Stadt. Diese Voraussetzungen erschienen Maximilian, kurz Max genannt, ideal. Er seinerseits benötigte keine Patienten, da er finanziell völlig unabhängig war. Einen Strich durch die Rechnung machte ihm die im Ort befindliche Ausbildungsstätte des US-Marine-Corps. Für seinen Geschmack wurde er zu oft von Soldaten aufgesucht, die dem harten militärischen Drill nicht gewachsen waren. Gelegentlich suchten ihn auch Angehörige der Air Station in Beaufort auf, was Max in einen Arbeitsaufwand trieb, der ihm äußerst zuwider war. Niemand in der Stadt wusste, wo Max wirklich herkam. Er hatte den Neugierigen eine Story aufgetischt, die ihm abgenommen wurde und die schnell die Runde machte. Beaufort zeigte sich als das Städtchen, zu dem es von seinen Einwohnern gemacht worden war. Friedlich, unbeschwert und gutgläubig. Dazu trug der Nachname von Max bei, er nannte sich Macy und dieser Name hatte irgendetwas Wohlhabendes an sich. Es gab einige Leute, die über die Vergangenheit von Maximilian Bescheid wussten und damit diese Personen ihr Wissen für sich behielten, begab sich Max sozusagen fast freiwillig auf die Liste der sechzig Personen. Max gehörte in Beaufort nicht zu den Einheimischen, doch er wurde inzwischen nicht zu den Touristen und Soldaten gezählt. Die Touristen fuhren wieder nach Hause, die Soldaten wechselten sich ab, wurden versetzt, vielleicht war ihre Dienstzeit zu Ende, wie auch immer. Max war geblieben und das wurde ihm positiv angerechnet. Somit befand er sich auf einer weiteren, weit weniger bedrohlichen Liste, nämlich der, die

ihn bei den Einheimischen in naher Zukunft zu einem der ihren machen könnte. Max wusste nicht, was er davon halten und wie er damit umgehen sollte. Einerseits fühlte er sich in Beaufort wohl, trotz der hohen Anzahl der ungewollten Patienten, andererseits wollte er fort, um von beiden Listen gestrichen zu werden. Ihm war klar, dass ein Entkommen oder Untertauchen zu einem kaum durchführbaren Experiment werden konnte und ebenso war er sich bewusst, dass die Löschung seines Namens auf der Liste mit den sechzig Personen unweigerlich mit seinem Ableben verbunden war.

In dieser Ansicht wurde er durch das Erscheinen von Saturn bestätigt. Ungefragt und ungebeten setzte sich Saturn in der Mittagszeit in dem Restaurant zu ihm an den Tisch, in dem Max unter der Woche aus Gewohnheit täglich sein Mittagsmahl einnahm. Saturn bestellte sich das gleiche Gericht wie Max und ein Mineralwasser dazu. Saturn lächelte Max an, verwickelte ihn in eine Unterhaltung, die dem Psychiater erklärte, warum er in Beaufort eine Zwischenstation eingelegt hatte und als Saturn mit dem Essen fertig war, lehnte er sich gesättigt und zufrieden auf der Sitzbank zurück. »Haben wir uns verstanden oder bin ich gezwungen, Sie zu überzeugen?«

Der Psychiater konnte und wollte sich nicht vorstellen, wie die Überzeugungskünste von Saturn aussehen mochten. »Warum drohen Sie mir? Sie haben mich ohnehin in der Hand, das ist Grund genug, um zu schweigen. Ich möchte nicht den Rest meines Lebens hinter Gittern verbringen.«

»Das hört sich vernünftig an, aber Sie werden als ein Subjekt mit einem schwarzen Punkt geführt.«

Max runzelte die Stirn. »Was bedeutet das?«

Saturn schien die Frage zu amüsieren. »Es bedeutet, dass Sie als ein potenzieller Gefährder der Sache angesehen werden. Anders ausgedrückt, man vertraut Ihnen nicht, ganz und gar nicht«, gab er schadenfroh zu.

»Ich verstehe die Bedenken, aber geben Sie es an die zuständigen Stellen weiter, von mir geht keine Gefahr aus. Ich fühle mich hier wohl, möchte in dieser Stadt bleiben und nach Möglichkeit alt werden.«

Saturn setzte sich gerade hin und verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Auch das hört sich sehr vernünftig an, die Frage bleibt, ob Sie vernünftig sind und dementsprechend in Zukunft handeln werden?«

Max neigte sich etwas vor. »Ich werde nichts an dem ändern, was ich in den vergangenen zehn Jahren getan habe. Mehr gibt es nicht zu sagen.«

»Ich werde es so, wie Sie es gesagt haben, Wort für Wort weiterleiten. Sollte sich allerdings etwas ändern, dann bin ich gezwungen, wiederzukommen. Tritt dieser Fall ein, dann können Sie nicht mit meinem guten Anstand rechnen, sondern lernen mich von einer anderen Seite kennen. Glauben Sie mir, die wollen Sie nicht kennenlernen.«

»Das glaube ich Ihnen sofort.«

Saturn lächelte erneut. Es war eine von ihm gewohnheitsmäßig praktizierte Geste. Sie verlieh ihm nicht etwas Sympathisches, sondern machte ihn undurchschaubar und das Lächeln deutete an, wie gefährlich und unmenschlich er bei Bedarf sein konnte. So, wie er an den Tisch gekommen war, so ging er, ohne ein Wort.

Ω

Nur eine Stunde und fünfzehn Minuten Flugzeit von Boston entfernt, in New York City, erhielt Larry Beauford, der nichts mit der Gründung der in South Carolina gelegenen Stadt Beaufort im Jahr 1711 zu tun hatte, Besuch von Neptun. Auf der Liste mit den sechzig Namen nahm er eine Sonderstellung ein. Larry war kein gewöhnlicher Psychiater, sondern ein Professor der Psychologie. Er leitete eine kleine Klinik für psychisch erkrankte Menschen und besaß einen ausgezeichneten Ruf, der jedoch trog. Im Gegensatz zu vielen anderen Namen auf der Liste mit den sechzig Personen gehörte er den Leuten an, die freiwillig diesen Platz eingenommen hatten. Finanzielle Nöte hatten ihn dazu gedrängt, ansonsten hätte Larry seine Klinik zunächst überhaupt nicht aufbauen können und später wäre er dazu gezwungen gewesen, sie aufgeben zu müssen. Mit dem Schritt auf die Liste konnte er den Schritt in die Bedeutungslosigkeit vermeiden und den in die Bankrotterklärung abwenden. Daraus ergab sich, dass Neptun den Professor nicht aufsuchte, um ihm zu drohen oder weh zu tun, stattdessen sollte er ihn

treffen, um ihn vor eventuellen neugierigen Leuten der Aufsichtsbehörden oder der Medienvertreter zu warnen. Vereinfacht gesagt, handelte es sich bei der Aufwartung von Neptun bei dem Professor um eine überflüssige Aktion, aber nicht Neptun hatte das Sagen, sondern er war das ausführende Organ und er tat, was ihm gesagt wurde. Keine Namen, keine Details und keine intimen geschäftlichen Gespräche am Telefon, das waren die Vorsichtsmaßnahmen, auf die Roger Dovell sehr großen Wert legte. Gelegentliche Zuwiderhandlungen hatten in der Vergangenheit zu zwar lösbaren Problemen geführt, nur hätten sie durch die Einhaltung der Sicherheitsvorschriften vermieden werden können.

Die Personen, die gegen die Bestimmungen verstoßen hatten, wurden fortan zu Sicherheitslücken erklärt, die schnell geschlossen werden mussten. Schon kurze Zeit später legte sich ein Sargdeckel über die Menschen, die gegen die Sicherheitsauflagen verstoßen hatten. Stets handelte es sich dabei um Unfälle, die tragisch waren und selten irgendwelche Fragen offenließen. Das Leben war eben so, es war nichts anderes als eine Lotterie, bei der die Gewinner von vornherein feststanden. Hin und wieder profitierten arme Schlucker von diesem System, aber das geschah selten und wenn, dann nur um zu blenden und um verschleiern zu können, dass es sich bei den gezogenen Gewinnzahlen in Wahrheit um gar keine Glückszahlen handelte.

Ω

Der Feierabend wurde von der Uhrzeit angekündigt und je näher er rückte, umso unruhiger wurde Jesse Owens. Längst hatte er registriert, dass Forrest ohne sein Handy das Büro verlassen hatte, was er nicht als so dramatisch empfunden hatte, wie der Detective es vor Stunden getan hatte. Aber nun begann Jesse, sich Sorgen zu machen. Er war es von Forrest nicht gewohnt, auf diese Weise unwissend stengelassen zu werden. Der Detective war gewiss kein Teamplayer, aber ihm gegenüber gab er sich nicht als der Einzelgänger, als der er von den anderen Kollegen beschrieben wurde. Ohne Zweifel, der Detective war eine zähe Nuss, meistens nicht einfach zu nehmen, oft launisch, aber dafür war er ein Kollege, der sich seiner Verantwortung stellte und nach Möglichkeit nichts

dem Zufall überließ. Jesse war sich deswegen sicher, dass Forrest ihn im Büro nach dessen Rückkehr aus Cambridge aufgesucht hätte und sei es nur aus dem Grund, um ihm mitzuteilen, dass es Zeit dafür wurde, den Arbeitstag abzuschließen. Nachdenklich sah er zum Telefon und fragte sich, ob Forrest die Familie von Sam Ridge gefunden hatte. Wenn nicht, wäre er mit schlechter Laune längst im Büro und hätte nicht anders gekonnt, als ihn an seiner miesen Stimmung teilhaben zu lassen. Wenn, dann hätte ihn der Detective davon unterrichtet, unabhängig davon, ob er das Handy bei sich trug oder nicht. Jesses Sorgen wurden nach diesen Gedanken größer und erhielten Unterstützung durch eine aufkommende Nervosität. Er ließ seine Bedenken fallen, schnappte sich den Telefonhörer und wählte die Privatnummer von Forrest. Nach mehrmaligem Läuten hob Betty am anderen Ende der Leitung ab. Jesse tat so, als ob er bereits zu Hause wäre und im Department etwas vergessen hätte und fragte, ob er mit Forrest sprechen könnte oder ob sich dieser noch im Büro befand. Betty konnte ihm über den Aufenthalt von Forrest keine Auskunft geben, immerhin erfuhr Jesse auf diese Weise, dass der Detective, wie er es richtig angenommen hatte, nicht zu Hause war. Er telefonierte die Stellen im Department ab, die gewusst hätten, ob Forrest in den vergangenen Stunden um Verstärkung gebeten hatte und erhielt immer die gleiche Antwort. Nein, der Detective hatte keine Unterstützung erbeten und niemand wusste, wo er war.

Damit wurde die Situation für Jesse schwierig. Egal, was er zu tun beabsichtigte oder mit seinem Handeln heraufbeschwören könnte, er lief Gefahr, in den Augen von Forrest abgewertet zu werden. Jesse und der Detective waren innerhalb sehr kurzer Zeit zu einem Team geworden und es hatte sich inzwischen eine distanzierte Freundschaft zwischen ihnen aufgebaut. Forrest und er sprachen selten über private Dinge, aber trotzdem kannten sie sich gut. So wie Forrest ihn, konnte Jesse den Detective einschätzen und er wusste, dass Forrest überstürzte, unüberlegte und sinnlose Aktionen hasste. Sie schätzten sich, respektierten einander und neben der guten Zusammenarbeit war Jesse dem Detective äußerst dankbar. Forrest hatte er es zu verdanken, dass er nach den erlittenen Verletzungen, trotz der körperli-

chen Behinderungen, bei der Polizei bleiben konnte. Der Detective hatte sich vehement für ihn eingesetzt, ihm danach auch anderweitig geholfen und all das hatte ihr Vertrauensverhältnis zueinander in jeder Form enorm gefördert. Keinesfalls wollte Jesse diese Basis und die Freundschaft zu Forrest wegen einem voreiligen Handeln gefährden. Jesse sah auf die alte Uhr an der Wand, die hinter dem Arbeitsplatz von Forrest hing. Es war kurz vor achtzehn Uhr, damit war der Detective in seinen Augen mehr als überfällig. Trotzdem entschloss er sich, eine weitere Stunde zu warten. Danach wollte er Alarm schlagen, in einer Stunde sollte es ihm egal sein, ob er die Pferde umsonst aufscheuchte oder nicht, auch seine Geduld hatte mal ein Ende. Entgegenkommender konnte er gegenüber dem Detective nicht handeln, aus Sorge um ihn.

Ω

Fast zur gleichen Zeit verließ Baby das Haus. Bevor er dies tat, sah er wie jeden Tag nach der alten Dame auf dem Dachboden. Jedes Mal, wenn er sie sah, wurden die Stimmen in seinem Kopf lauter und schrien ihm fordernd zu, sie zu töten. Sie feuerten ihn an, es zu tun, spendeten ihm lauten Applaus bei jedem Schritt, den er auf sie zuing. Plötzlich ebte der Beifall ab und verwandelte sich in ein gellendes Pfeifkonzert in seinen Ohren, sobald er sie von der Knebelung befreite und ihr etwas zu trinken gab. Baby registrierte es nicht. Genau in diesen Momenten gewann er den Kampf gegen die vielen Dämonen in seinem Kopf, und zwar dadurch, indem er ihrem Wunsch des Tötens nicht nachkam. In diesen Augenblicken wurde er von einem anderen Verlangen geleitet und das war stärker als alles andere. Er wollte die alte Frau leiden sehen, ja, sie sollte qualvoll sterben und nach Möglichkeit in einer Weise, die es ihm ersparen könnte, sie anzufassen, so sehr hasste er sie, so sehr ekelte er sich vor ihr. Sie sollte, das war sein Wunsch, nach und nach in ihrem Urin und Kot verfaulen. Er hatte nicht vor, sie sich umziehen oder waschen zu lassen, sondern wollte dabei zusehen, wie sie immer weniger wurde und immer stärker zu stinken begann. Er konnte sie am Leben halten, tagelang, wenn es notwendig werden sollte sogar wochenlang, aber mehr wollte er nicht für sie tun.

Vielleicht einmal in der Woche, auf keinen Fall öfter, wollte Baby sie mit einem Wasserschlauch abspritzen, aber nur, um zu sehen, ob ihre Furunkel erfreulicherweise größer wurden und sich an ihrem Körper auszubreiten begannen. Wie immer, bevor er ihr die Wasserflasche an den Mund hielt, deutete er ihr an, ruhig zu bleiben. Er wollte sie nicht sprechen hören und nie wieder ihre Stimme in seinen Ohren nachklingen lassen. Sie hatte eine hässliche Stimme, für eine Frau war sie viel zu tief und rau. Nachdem sie gierig getrunken hatte, knebelte Baby sie wieder, obwohl es eigentlich gar nicht notwendig gewesen wäre. Am Tag hätte sie wegen des Lärms auf der Straße niemand gehört, aber abends bestand ein kleines Restrisiko, das er nicht eingehen wollte. Sie war jetzt in seiner Hand, so wie er einst in ihrer gewesen war und nun war es an der Zeit, ihr die Quittung für die erhaltene Rechnung zu präsentieren. Er konnte nicht anders, er musste ihr die Bosheiten und Gemeinheiten heimzahlen und diesen sehnlichen Wunsch konnten ihm nicht einmal die Gespenster in seinem Kopf stehlen. Trotzdem zahlten sie es ihm mit einem gellenden Pfeifkonzert heim. Kaum hatte er die Frau geknebelt, wurde das Pfeifen in seinen Ohren unerträglich und es zwang Baby in die Knie. Niemand sonst hätte es geschafft, Baby zu Boden zu bringen, nur die Kreaturen in seinem Kopf konnten seine körperlichen und seelischen Kräfte bezwingen. Früher war es der alten Frau in einer anderen Form gelungen, aber damals war Baby fast noch ein Kind gewesen und zudem hatte er gelehrt bekommen, einer Frau gegenüber immer anständig zu sein. Die alte Dame war seitdem kein weibliches Wesen für ihn. Sie war eine Hexe und eine Furie, die eine Mitschuld daran trug, dass er von den Geistern gefunden worden war und von ihnen zwischenzeitlich täglich belästigt wurde. Ohne ein Wort mit seiner Oma gesprochen zu haben verließ Baby den Dachboden und kaum war er mit seinen Dämonen allein, wurde er wieder zu ihrem hörigen Untertanen. Nicht sofort, sondern mit jedem Schritt mehr. Mit jeder Stufe, die er auf dem Weg in das Erdgeschoß hinter sich ließ, näherte sich Baby den Kreaturen. Er musste ihnen entgegengehen, um sie deutlich verstehen zu können. An diesem frühen Abend schienen die Gespenster außerhalb des Hauses ihr Unwesen zu treiben.

Baby verließ das Haus ohne Gegenwehr. Inzwischen waren die Dämonen seine Freunde geworden. Er eilte ihnen nach und verstand mit jedem Meter, den er zurücklegte, ihre Worte besser. Es waren nicht die Worte wie sonst, sie klangen anders und als Baby sie endlich deutlich hören konnte, blieb er abrupt mitten auf dem Bürgersteig stehen. Die an ihm vorbeieilenden Passanten starrten ihn wie einen verblödeten Idioten an, wichen ihm aus und wunderten sich über seine erstarrte Haltung. Niemand blieb stehen, um ihn zu fragen, ob es ihm gut ging, stattdessen schlugen ihm Spott, Ignoranz und Gleichgültigkeit entgegen. Rund eine Minute stand Baby regungslos da, dann lehnte er sich gegen die nächstliegende Hausmauer. Er bemerkte es nicht, aber er führte ein lautes Selbstgespräch und die Leute, die an ihm vorübergingen, empörten sich über seinen Zustand und fragten ihre Begleiter oder wunderten sich im Stillen darüber, wie ein Mensch um diese Uhrzeit dermaßen betrunken sein konnte. »Nein, das tue ich nicht«, wiederholte sich Baby öfter, schüttelte dazu abweisend den Kopf und nahm seine Umgebung erst wahr, als ihn eine fremde Hand berührte.

»Hey Kumpel, du musst nichts tun, was du nicht tun willst. Alles okay mit dir?«, wurde er von einem Mann gefragt, der als Einziger stehengeblieben war und sofort von Gaffern umringt wurde.

Für einen winzigen Augenblick ließen die Dämonen Baby los. Er sah den Mann an, der ihn angesprochen und berührt hatte und in die Gesichter der Leute, die aus Neugier stehen geblieben waren. Baby bedankte sich für die Fürsorge und lief davon. Sein Weg war kurz. Er rannte die Stufen in das Gewölbe der Untergrundbahn hinab und stieg in die nächste U-Bahn, die in der Station stehenblieb. Er fuhr stundenlang kreuz und quer durch die Tunnels der Stadt und versuchte auf diese Weise, ein letztes Mal seinen Gespenstern zu entkommen, da sie ihm selbst im Sitzen auf Schritt und Tritt folgten. Es war der endgültig letzte Kampf, den Baby gegen seine Geister führte und den er verlor. Der Übermacht der Stimmen in seinem Hirn war er selbst als Koloss von Mann nicht gewachsen. Wie von einem Chor, aus dessen vielen Mündern Peitschenschläge erklangen, wurde er von den Stimmen in seinem Kopf geschlagen. »Komm Baby, komm Baby

mit uns, lass sie uns alle töten!«, hörte er sie fortwährend sagen. Baby hatte keine Kraft mehr, er hätte jeden besiegen können, nicht jedoch die Kreaturen, die Besitz von ihm ergriffen hatten. Sie waren wie Blutegel, die jeden Widerstand aus ihm herausaugten. Baby gab auf und folgte den Gespenstern, die nur er sah und hörte.

Ω

Detective Forrest Waterspoon hatte alle Hände voll zu tun. Mit der linken Hand hielt er sich einen mit Eiswürfeln gefüllten Waschlappen an den Hinterkopf, mit der rechten tupfte er sich die Augen ab, die von der Sprayattacke in Mitleidenschaft gezogen worden waren.

»Es tut mir so leid, Detective, wir konnten ja nicht ahnen ...«

»Behandeln Sie jeden auf diese Weise, der vor Ihrer Tür steht?«, versuchte es Forrest mit schwarzem Humor, aber es misslang. Er legte den Waschlappen neben sich auf die Bettkante, auf der er saß und sah aus feuerroten Augen die Frau an, die er eben unterbrochen hatte. Sein Kopf brummte und in seinem Hirn hörte er ein Rauschen, das der Geräuschkulisse der Niagarafälle ähnelte. Dennoch war ihm bewusst geworden, dass er Mandy Ridge und ihre Kinder gefunden hatte, aber es beruhigte ihn in diesem Moment nicht, sondern erzeugte gemischte Gefühle in seiner Seele. Wusste die Frau, dass ihr Mann und der ältere Sohn tot waren?, fragte er sich und wollte von Mandy eine andere Antwort haben: »Mit was wurde ich niedergeschlagen?«, interessierte er sich für den Gegenstand, der für seine Kopfschmerzen verantwortlich war.

»Das war ich«, gab der jüngere Sohn stolz zu, der am Tisch neben seiner Mutter saß und Tim hieß. »Ich habe meinen Baseballschläger benutzt, aber darauf geachtet, dass ich Ihnen nicht den Schädel einschlage.«

»Aha, sehr aufmerksam und freundlich von dir und wie lange war ich bewusstlos?«

Tim lächelte. »Fast zwanzig Minuten.«

Forrest entfuhr ein schmerzhaftes Stöhnen. »Also, kann man das kontrollieren, ob man jemanden bewusstlos schlägt oder jemandem den Kopf spaltet?«, blickte Forrest den jungen Mann an. »Egal, es war

ein guter Schlag«, gab er dem Teenager reiferen Alters zu verstehen, dass er ihm die Tat nicht übelnahm. Seine Augen richteten sich auf die Mutter, auf deren Schoss die Tochter saß. »Ich kann mir denken, warum ich auf eine ungewöhnliche Art begrüßt und ins Zimmer gezerrt wurde. Sie haben Angst und deswegen verstecken Sie sich hier. Das ganze Bostoner-Police-Department ist auf der Suche nach Ihnen.« Forrest sah sich um, für mehr als zwei Personen war das Apartment, wie er fand, zu klein. Ihm gegenüber saßen bereits drei verängstigte Menschen. Die Furcht war weder der Mutter noch den Kindern anzusehen, aber deutlich war die Unsicherheit der drei zu erkennen. »Wovor oder vor wem haben Sie Angst? Vor wem verstecken Sie sich und warum hier?« Mandy Ridge war eine attraktive Frau, aber es wurde sofort offensichtlich, dass sie zu der skeptischen, nachfragenden, vertrauenslosen und vorsichtigen weiblichen Sorte gehörte. Vielleicht antwortete sie deswegen nicht auf die Frage. Forrest hatte keine Wahl, er musste sich einen Überblick verschaffen, inwieweit die Frau des ermordeten Sam Ridge, vormals Snyder, in die dubiosen Mordfälle involviert war. »Gut, dann sagen Sie mir wenigstens, wo Ihr Mann ist?«, stellte Forrest die Frage, die er nicht stellen wollte.

»Ich weiß es nicht, er ist seit Tagen nicht mehr hier gewesen.«

Ein kalter Schauer lief dem Detective den Rücken hinab und eine Hitzewelle durchlief seine moralische Ader. Die Frau wusste noch nicht, dass ihr Mann tot war und er beschloss, es für den Moment dabei zu belassen. Er fühlte sich deswegen nicht schlechter als ohnehin. In der gegebenen Lage und wegen der Kinder hielt er es im Augenblick für das Beste. Fakt war, dass der ermordete Ehemann Angst um seine Familie gehabt hatte, warum auch immer. Dass Sam und sein älterer Sohn tot waren, zeigte Forrest, dass die gesamte Familie in großer Gefahr schwebte, obwohl er nach wie vor nicht wusste, warum und weswegen. Wenn es sich so verhielt, wie er es vermutete, dann waren Mandy Ridge und ihre Kinder auf dem Universitätsgelände genauso gefährdet, wie sie es bei sich zu Hause gewesen wären. Das Versteck auf dem Campus mochte zunächst ideal gewesen sein, das traf mit sofortiger Wirkung nicht mehr zu. Was Jesse und er geschafft hatten, nämlich die richtigen Schlüsse zu ziehen und die Fa-

milie zu finden, dazu waren die Mörder von Sam Ridge und dessen Sohn mit Sicherheit ebenso in der Lage. Forrest überlegte, wie er die Familie ohne großes Aufsehen in Sicherheit bringen konnte, vor allem suchte er in seinen Gedanken nach einem Standort, der den erforderlichen Schutz bot. »Wir müssen Sie hier wegbringen«, erhob er sich, vermutete hinter einer Tür das WC, deutete Mandy an, es benutzen zu wollen und wusch sich bei offener Tür die Augen aus.

»Ich verstehe das alles nicht, was geht hier vor?«, hörte er Mandy aus dem Wohnschlafraum fragend klagen.

Forrest trocknete sich das Gesicht ab, begab sich zurück und blieb zwei Schritte vor Mandy und ihren Kindern stehen. »Wir reden später darüber, packen Sie jetzt ihre wichtigsten Sachen ein und dann verschwinden wir hier.« Der Detective war erleichtert, dass Mandy seine Anweisung hinnahm und Anstalten machte, sie zu befolgen, zugleich wunderte es ihn. »Was ist, wenn ich gar kein Detective bin und die Marke gefälscht ist?«, fragte er sie deswegen.

Nicht die Mutter, sondern Tim, der Sohn, antwortete: »Halten Sie uns für dämlich? Wir haben es überprüft.«

Forrest nahm den Waschlappen in die Hand und fuhr sich mit diesem erneut über die Augen. »Ach, und wie, wenn ich fragen darf?«

Mandy war es, die ihm die Auskunft gab. »Wir haben im Department angerufen und wollten Sie sprechen, so haben wir gewusst, dass Sie tatsächlich existieren. Wir haben nicht drauf gewartet, bis wir verbunden werden, sondern fanden es klüger, sofort aufzulegen.«

Forrest nickte anerkennend. In diesem Moment fiel ihm Jesse ein. »Von wo haben Sie angerufen?«

Mandy deutete auf das Fensterbrett, auf dem ein Handy lag. »Es ist ein Prepaid-Handy, mein Mann hat es mir gegeben.«

Forrest bat Mandy Ridge, es benutzen zu dürfen und rief in der Notrufzentrale an, die wiederum eine Verbindung zu Jesse herstellte.

Es war drei Minuten vor acht Uhr abends. Forrest sah und hörte es nicht, aber Jesse blickte auf die Uhr, als er aufgelegt hatte. Erleichtert verfluchte er Forrest, wünschte ihm die Pest an den Hals oder wenigstens einen länger anhaltenden Durchfall. Die Freude, dass dem Detective nichts geschehen war, überwog die böartigen Gedanken,

die er gehegt hatte. Aber da war noch ein anderes Gefühl, das er nicht in Worte fassen konnte. Es war eine Vorahnung, die ihm nicht gefiel und die ihn befürchten ließ, dass der Fall längst noch nicht abgeschlossen war.

Ende der Leseprobe

Möchtest du weiterlesen?

Hier geht es zum Titel:

<https://www.gelsenkrimi.de/product/16871270/03-e-book-die-liste-thriller-tatort-boston-3>

50% Rabatt exklusiv für dich:

Überweise über PayPal 4,99 € mit
dem Kennwort EBO3

Der Titel wird dir innerhalb von
24 Stunden zugeschickt!

Zu PayPal